<36600622340011

<36600622340011

Bayer. Staatsbibliothek

H. F. 4120. b.
H. F. 4120. b.
P. O. germ
1524

<36600622340011

<36600622340011

Bayer. Staatsbibliothek

Gustav Adolph

König in Schweden

als

Nachtrag

zur

europäischen Republik.

Von

Niklas Vogt.

Erster Theil.

Frankfurt und Mainz 1790,

bei Varrentrapp und Wenner.

Ihr lieben Kinder! sehet hier den großen Sünder, den eure einfältigen Eltern den großen König aus Schweden nennen.

Gustav Adolph.

Den

teutschen Frauen

gewidmet

vom Verfasser.

Meine Damen!

Es ist die Bestimmung Ihres Geschlechtes, die wilden und verwüstenden Leidenschaften des unsrigen durch die Macht Ihrer Reize und die sanftern Empfindungen Ihres Herzens zu mäßigen. Tragen Sie, so viel Sie können, dazu bei, daß durch den Geist der Zwietracht, so jezt Europa theilt, unser Vaterland nicht in eine Barbarei zurükgeworfen werde, wie die war, so Ihnen dies Büchlein schildern wird, das Ihnen mit aller Ergebenheit widmet

Ihr

ewiger Verehrer

N. V.

Vorbericht.

Wenn ich den Geist und die Gährungen unsrer Zeit betrachte, so scheinen sie eben solche Wirkungen hervorbringen zu wollen, wie ehemals die Reformazion. — Gegen das Ende des fünfzehnden Jahrhunderts ware der Druk der geistlichen Regierung auf's höchste gestiegen; selbst Geistliche und Bischöffe sahen es ein. — Die Schriftsteller und Reformatoren schrien — und die römische Hierarchie stürzte beinahe in ganz Europa. —

Das nämliche läßt sich jezt von der weltlichen Regierung sagen. Ihr Druk gieng' in unsern Tagen zu weit — selbst weise Fürsten und Könige gestunden es ein. — Die Philosophen schrieben und schrien. — Und Amerika empörte sich — Holland empörte sich —

Frankreich empörte sich — die Niederlande und andere Staaten empören sich. —

Es wäre aber denn doch nicht zu wünschen, daß diese politische Reformazion oder Regenerazion ferner noch eben so traurige Folgen haben sollte, wie ehemals die Geistliche. Es wäre nicht gut, wenn einem neuern oder auch bessern Westphälischen Frieden erst wieder ein Bauernkrieg, eine Münzeriade, ein Bartholomäustag, oder gar ein dreißigjähriger Krieg vorausgehen müßte. Indessen sieht man denn doch an einigen Auftritten und Aeusserungen unsrer Zeit, daß Troz der Aufklärung und Verfeinerung unsrer Sitten es auch philosophische Storche, philosophische Knipperdollinge, philosophische Johann van Leiden und Cromwelle geben können. —

Diese Betrachtungen führten mich auf den Gedanken, meinen Zeitgenossen einige Gräuelscenen des dreißigjährigen Krieges zur

Warnung, und jenen Helden zur Nachfolge zu schildern, welcher diesem verwüstenden Kriege durch seine Tapferkeit und Klugheit ein Ende zu machen suchte. Gustav Adolph verdient eben so den Teutschen, als Heinrich IV. den Franzosen, und Don Carlos den Spaniern besungen zu werden.

Ich hoffe nicht, daß ich durch meine Darstellungen irgend einen Hof, oder ein Volk, oder einen Menschen beleidigen werde; denn erstens ist es natürlich, daß erbitterte Parteien auch erbittert gegen einander handeln und reden; zweitens führe ich zu meiner Rechtfertigung immer die Geschichtschreiber an; und drittens gebe ich besonders in dem achten Gesange dem Publikum deutlich genug zu verstehen, daß ich weder ein Freund des Despotismus noch einer pöbelhaften Anarchie bin.

Was die Aufführung des Stückes selbst betrifft, so sehe ich so gut, als meine strengsten Kunstrichter die großen Fehler und Un-

vollkommenheiten desselben ein. Ich habe sogar den Plan aufgegeben, die Thaten und Reden in gebundener Schrift vorzustellen. Indessen glaube ich denn doch, unbefangenen Lesern damit einige frohe Stunden zu machen, und einem bessern Dichter, als ich bin, Stoff zu einem vollkommenen Werke geliefert zu haben. — Und dies verdient doch einigen Dank. —

Ein-

Eingang.

Laßt euch, Freunde! zur Lust von mir jenen Helden besingen,
der von Rom verflucht, vom stolzen Oestreich verachtet,
Skandiens Inseln verließ, um Teutschlands Freiheit zu retten.
Muthig erfocht' er so manchen Sieg, erkletterte Vesten
bis an die Decke des Himmels gethürmt, einem strafenden Gott' gleich,
stürzte er vor sich hin Tyrannen und Heuchler, bis endlich
mitten im Siege sein Blut bei Lützen für Teutschland dahinfloß.
Hör's Europa! o Teutschland hör's! wie viel deine Freiheit
und dein großes Gesez (Westphalens Friede) gekostet.

Muse! wie wirst du, bisher nur gewöhnt, an der
Hand der Geschichte
Leben und Wahrheit zu schildern, und Fürsten und
Völker zu lehren,
sage, wie wirst du die Riesenschlachten von Lützen
und Leipzig
und jene Züge vom Nordmeer zum Rhein in Re-
geln und Latten
zwängen? wie wag'st du's im tändelnden Ton die
Werke der tiefen
Weisheit zu singen, worauf Europens gleiches
Gewicht ruht.
Doch meine Muse! darob verzage du nicht; jener
große
Dichter der Britten beklagte sich auch über Regeln
und Gränzen.
Bleib der Geschichte getreu, wenn dich dein Feuer
verlasset.
Wahrheit ersetzet des Dichters Tand; vergesse den
Spruch nicht:

et prodesse volunt, et delectare poetae.

Erster Gesang.

In jenen frohen Tagen
wo sich des Jünglings Herz nach Liebe sehnt,
und nur im Feenland zu leben wähnt,
ritt Gustav Adolph müd vom fernen Pohlen schlagen
in's weite Feld hinaus, sich Ruhe zu erjagen.
Er sprengte dahin, er sprengte daher,
er jagt' in die Kreuz, er jagt' in die Queer,
bald ließ er seinen Hengst in Schwermuth in Gedanken
vertieft, mit langsam stolzen Schritte wanken,
bald trieb er mit drückenden Stachel das Pferd,
es stampfte mit flüchtigem Fuße die Erd,
es zischt ihm die Mähne, es trieft ihm der Schaum
vom dampfenden Rücken, vom rasselndem Zaum.
Da flohen die Felder wie Berge, wie Spreu
vom wirbelnden Winde gejaget, vorbei;
so ritt' er den Tag durch, bis endlich die Nacht
ihn auf den Rosenberg, das Brahische Lustschloß, gebracht.

Hier, wo Natur und Kunst mit schöpferischer Hand,
was Herz und Sinne reizt, zum Liebessiz verband,
hier warf Gustav Adolph ermüdet seine Glieder
auf einen Rasen an des Schlosses Garten nieder.
Ein schwüler Frühlingstag verlore sich so eben
in kühle Nacht, und alle Gegenstände schweben
im sanften Mondeslicht, der Wiesen Blumenduft
durchbalsamte umher die leicht bewegte Luft,
jezt hörte man das Lied der frohen Nachtigallen,
und jezt den Bach in süsser Abendsstille fallen,
und kurz, die ganze schöne Frühlingswelt umher
drang auf des jungen Königs Busen wollustschwer.
Er warf sich hin und her, bald schlüßig aufzubrechen,
hob er sich aus dem Gras' — bald blieb' er liegen,
und sog berauscht mit vollen Zügen
der Liebe Wollustgift — bis endlich er mit Sprechen
sich Luft gemacht er sprach zum Knechte:

Gustav.

Bind nur die Pferd dort an jenen Baum,
auf diesem weichen Hügel will ich ruhen.

Der Knecht gehorchte gern dem Herrn — er band die Pferde
an einen Baum, und legte sich zur Erde.

Gustav.

Es war wohl heut' ein schwüler Tag — wir haben
auch einen starken Ritt gemacht — — was eine
balsamisch kühle Luft hier einen anweht! — —
Wie lieblich und wie kräftig dort die Wiesen
im ersten Triebe düften! — Alles
fühlt stark die Allgewalt des Frühlings — die Natur
ist izt ein Held mit Jugendkraft gerüstet,
so sich zum erstenmal im Schlachtfeld zeigt — nein,
sie ist ein Mädchen, dessen jüngferlicher Busen
zum erstenmale bang in Liebe schwillt.
O wer doch so eins hätte — und anjezo —
mir ist so schwer — so bang! und doch so wohl —
O schweig Natur! ich halt's nicht länger aus..

Kaum stiegen diese Wort aus Gustavs voller Seele,
so schlug die Nachtigall. Aus ihrer Silberkehle
schlich erst das Lied so süß, so leis', so sanft in's Ohr,
bis sich's in hallenden Wirbeln verlor.

Gustav.

O stille — still. —

Viel leiser — süßer — sanfter tönte noch einmal
die musikreiche Kehl' der Nachtigall.
Gustav springt auf.

Gustav (zum Knecht).

Du! bring die Pferde her,
hier kann ich auch nicht länger halten. —

Den Kopf gehängt sah' er mit starrem Blicke hinaus
auf's schöne Frühlingsfeld
dann streckt er hastig nach Gottes weiter Welt,
indem er sprach, die beiden Armen aus,
und sprach:

Gustav.

Wachst meine Arme! wachst! könnt' ich doch so
die ganze schöne Frühlingswelt umfassen,
und fest, wie eine Braut, an Busen drücken.

Sanft hallte aus der weiten Bäumenreih'
Von ferne eine Melodei.

Gustav.

Still — halt —

Die Melodei schien an den Zweigen
Der Büsche näher herzuschleichen.

Gustav.

Das fehlte noch. O Gott! die Stimme
der jungen Brahe — ja das ist die Klippe,
wo viele Helden scheiterten — — mag es —
Sie waren dennoch Helden — fahret hin,
ihr Fahnen und Geschüz! hier ist die Vestung,
so ich ersteigen muß. —

(Zum Reitknecht.)

Du kannst
die Pferde nur nach Hause bringen, — ich
will schon allein zu Fuße folgen. — Gehe!

Indessen Gustav an den Garten sprang,
kam aus dem schattigten Kastaniengang
mit ihrem Saitenspiel die junge Gräfin Brahe
dem Gartenzaune nahe.

Schön war das Mädchen — hochtreibend in erster Blüthe,
im holden Augenpaar stralt' ihres Herzens Güte,
ihr blondes Haar halb los', halb lockigt aufgestekt
floß in den Abendwind — den schlanken Körper dekt'
ein leichtes Nachtgewand, aus dessen neid'schen Falten
die hohen Hüften und
die volle Brust, die Knie rund
im linden Mondeslichte wallten;
noch mehr verschönerte ihr Engelsbild den Sang,
so von dem Rosenmund' süß in die Seele drang,
der König hatte sie nicht ungestraft gesehen,
denn mit Entzücken,
und halb verstohlenen Blicken
hieng' er schon oft an ihr. Er konnt' sich's kaum gestehen,
daß er sie liebte; doch sein Herz im heft'gen Triebe
riß' ihn zum Mädchen hin. Der jungen Gräfin Liebe
war größer noch. Sie klagt' mit hoffnungslosen Herzen
und traurigem Gesang dem Himmel ihre Schmerzen.

Gustav.

Bei Gott! es ist die Gräfin! — schöner gehet
der sanfte Mond nicht aus dem Nachtgewölke

als sie aus jenem dunkelen Gebüsche.
Ich will hin zu ihr springen — Nein!
ich würde ihre Seele nur erschrecken —
ich will mich hinter diesen Baum verstecken, und
die Musik ihrer Stimme hören.

Die Gräfin tritt hervor — verweilet in der fernen verjüngten Frühlingswelt — dann hob sie ihren Blik zu'n Sternen.

Gräfin.

Ach!

Gustav.

Mir ist's, wie jenen alten Patriarchen,
Zu denen einst die seel'gen Geister stiegen.

Die Gräfin sezte sich auf einen Rasenbank, und klimperte zu dem melodischen Gesang.

Gräfin.

Komm Musik! o verliebter Seelen Balsam!
Komm! heile du mein armes Herz.

Gustav.

Es hallet
doch jeder Ton in meiner Seele wieder
könnt' ich nur jene Finger küssen, welche
zur sanften Harmonie die Saiten drücken.
Bei Gott! ich bin ein König und ein Sieger
und traue nicht, dies Mädchen anzugehen.

(Die Gräfin singt.)

Alles in der Näh' und in der Fern'
ist im Frühlingsschmucke jezt heiter;
es freut sich das Blümlein am Bach,
es freuen sich Blumen und Kräuter
doch liebes Kind! dein armes Herz
welket dahin, und fühlet nur Schmerz.
Aus jedem Zweige schleichen hervor
der Nachtigall'n schmelzende Lieder
und das weite Echo umher
hallt die frohen Gesänge ihr wieder
Aus deiner Brust nur kommen schwer
tiefe Seufzer und ach! daher.
Im munter'n Tanze sprudelt die Quell'
unter kühlen dunkeln Gesträuchen,
und jedes Bächlein schlängelt sich, nur
zwischen blumichten Wiesen zu schleichen.
Aus deinen Augen, liebes Kind!
nur eine bittere Thräne rinnt.

Gustav.

O Himmel! welche Worte muß ich hören!

Gräfin.

Alle Vögel und Thiere umher
sind nun im frohen Liebesgenusse,
alles ist in der Welt jezt gepaart,
und fühlet sich doppelt im Kusse.
Doch du siz'st allein, und quälest dich ab,
sink'st ohne Gatten hin in's Grab.

(sie wirft die Laute weg.) –

Gräfin.

Fort Nährerin der Liebe und der Leiden.

Mit heftiger Gebärde
stürzt sie sich hin zur Erde.

Gräfin.

Gott!
helf' du, und gieb mir meine Ruhe wieder.

Wild springt sie auf.

Gräfin.

Umsonst! umsonst! o Gustav! Gustav Adolph!

Gustav.

Nein! nein Allmächt'ger! laß' dies heil'ge Feuer in ihrem Herzen lodern.

Bei diesen Worten sank die Gräfin ohne Sinn in Gustav Adolphs offne Arme hin.

Gustav.

Meister!
die ganze Schöpfung preisset jezt die Wunder,
so deine Allmachtshand verrichtet hat, und hier
faß ich ihr Meisterstück in meinen Armen.
O Unaussprechlichkeit des, was ich fühle!
O Gott! gieb mir nur Kraft, um das Vergnügen,
so mir entgegenströhmet, zu ertragen.
Dies sanfte Aug', der Mund und dieses Herz,
was unter meiner Hand mir klopft — o Mädchen!
der Frühling steigt in allen seinen Trieben
mit deinem vollen Busen mir entgegen,

könnt ich den Frühling in mich saugen — könnt ich mich hier in dieser Blüthe wälzen — ha! wie viele Kronen, Räuber Ferdinand! mußt du noch stehlen, ehe du mir einen von diesen Augenblicken könntest zahlen.

Gräfin (will sich entreissen).

Wo bin ich? Gott! mein Prinz! in ihren Armen? —

Gustav.

In meinen Armen, und in meiner ganzen Seele.

Gräfin.

Was wollen sie mit mir — dem armen Mädchen Um Gotteswillen flieh'n sie mich, mein König?

Gustav.

Wie, Kind! den Himmel sollt ich fliehen? nein umsonst ist alles — ergieb dich, liebe Seele! Ich hab' ja alles hier gehöret — Gott will uns vereinen, und du wolltest dies heil'ge Band zerreissen, welches er durch seine unsichtbare Hände knüpfte.

Gräfin.

Ich bin wohl sehr erniedriget — o Gott!
In Demuth lag ich hier, um meine Ruhe
von deiner Hand zu bitten, und du schiktest
mir meinen König zum Verführer her. O Prinz!
sie hörten das Geheimniß meiner Liebe, was ich
nur Gott vertrauen wollte, um zu helfen.

Gustav.

In böser Absicht kam ich nicht hieher, so wahr
ich einst den Himmel hoffe — arglos,
in gleicher Stimmung lag' ich hier, mein Herz
sehn't sich, wie dein's, nach Gegenliebe, und
ich kam, mein Glück zu hören.

Gräfin.

Aber hier!
bei Nacht — allein —

Gustav.

Der Blick von einem Engel
straft auch die giftigste Verläumbdung Lügen. —
Ich liebe dich — sei ruhig, und wer wagt's,
Gustavs Geliebte zu beschimpfen. —

Gräfin.

Aber
sie werden mich verführen.

Gustav.

Daß ich doch
so was noch hören muß. — O glaube mir,
ich grabe ehender die Beine meiner Väter
aus ihrer heil'gen Gruft hervor, und werfe
sie meinen Hunden zum Zernagen hin,
als ich dieses Heiligthum verletze.

Gräfin.

Aber!
was wollen sie mit mir? ein Held,
um den Europens Königstöchter buhlen,
den Ehr' und Pflicht auf's Schlachtfeld rufen. Ich
ein armes Mädchen. —

Gustav.

Die den Thron so gut,
ja besser, als des Kaisers Tochter zieret.
Hier, Mädchen! hast du meine Hand, mein Herz,
und meinen Thron — und den will ich nun sehen,
der dich verdräng'? ich bitt' dich,
denk nicht an solche Ding' in dieser Stunde,

hör' nur die Nachtigall, sie träget keine Krone,
und singt doch froher, als Prinzeßinnen — o siehe
den großen Tempel der Natur, im Schmuk des
Frühlings,
ist er nicht herrlicher, ist er nicht schöner,
als der Pallast des größten Erdenkönigs?
Komm', liebstes Mädchen! singe mir dein Liedchen
und fühle denn, wie unwahr du nun redest.

Gräfin.

Wie, singen soll ich?

Gustav.

Ja, singe — singe!

Gräfin.

So hören sie des armen Mädchens Schiksal.

(Die Gräfin singt.)

Alle Vögel und Thiere umher
sind im frohen Liebesgenusse.
Alles ist in der Welt jezt gepaart
und fühlet sich doppelt im Kusse,
doch du sizst allein, und quälest dich ab,
sinkst. — —

Bei

Bei diesem lezten Ton verschlang
der König lüstern vom Genusse
mit einem wollustgier'gen Kusse
vom Rosenmund der Gräfin den Gesang
und ruft:

Gustav.

Sink'st in die Arme deines treuen Gatten.

Indeß der Gräfin Mund von Liebe hingerissen
mit einem sanften Kuss' des Königs feur'gen Küssen
begegnete, hört man von Fern' in den Alleen
ein nahendes Geräusch, als wollte jemand gehen.
Die Gräfin fähret auf.

Gräfin.

O Gott! wer kömmt? —

Gustav.

Nichts — nichts. Die kühlen Winde
des Abends lispeln dort in jenen Bäumen. —

Gräfin.

Nein, nein, mein Vater kömmt den dunkeln
Gang her
fort! fliehn sie mich — ich kenne seine Tritte

Gustav.

Ich laß dich nicht — er komme nur dein Vater.

Gräfin.

Wenn sie mich lieben, guter Prinz! so geh'n sie.

Gustav.

Jezt schon — nur noch ein Wort.

Gräfin.

O gehn sie!
sie können mir ja schreiben —

Gustav.

Wie! ich schreiben?
nur einen Kuß —

Gräfin.

mein Vater?

Gustav.

schreiben?

Indeß Gustav noch schwankt, kam schon der alte Brahe
vom Reden aufgereizt, den Liebenden zu nahe,
wie einst dem Judenvolk, als es um seinen Götzen
mit Sing und Sang
sich taumelnd schwang,
Moses erschien — Es fiel mit Zittern und Entsetzen
zur Erde hin — es bebt' — So traf des alten Grafen
ehrwürdige Gestalt die Gräfin und Gustaven.
Sie stand versteinert da, er suchte hinter Hecken,
wie ein ertappter Knab, sich eilends zu verstecken.
Der König ware kaum in das Gesträuch verkrochen,
so hatt' der Alte schon das Mädchen angesprochen,
wie folget.

Graf Brahe.

Wie, meine Tochter hier! und zwar allein!
und doch vielleicht nicht so — mich dünkt,
es habe jemand hier mit dir gesprochen —

Gräfin.

Mein Vater!

Brahe.

War's nicht so? —

Gräfin.

Mein Vater! —

Brahe.

Komm! rede mir die Wahrheit, Kind! wer sprach hier

mit dir

Gräfin.

Ich bitte, Vater!

Graf.

Rede, rede!

ich bin dein Vater — fürchte nichts — sage an, wer sprach mit dir? —

Gräfin.

Der — König. —

Graf.

wie, der König?

Und jezt — und was hat er mit dir gesprochen?

Gräfin.

Ich kann's nicht sagen — Vater! —

Graf.

Wie!
er hat doch nicht. —

Gräfin.

Nichts — alles — nichts —

Graf.

Nichts — alles — nichts. — Bei Gott! hier ist es
mit Recht nicht zugegangen — sage —
er wird doch nicht —

Gräfin.

Er hat mir — o mein Vater!

Graf.

Nur weiter —

Gräfin.

hat mir seine Hand —

Graf.

nun — seine —

Gräfin.

Hand angeboten.

Graf.

Wie! sonst nichts —

Gräfin.

Mein Vater!

Was denken sie von mir — von ihrer Tochter.

Graf.

Und du — nicht wahr — du nahm'st sie an?

Gräfin.

Er liebt mich so — wie konnt' ich

Graf (stampft mit dem Fuß).

Unglück!

Gräfin (wirft sich vor dem Alten hin).

O Gott! erbarme dich — mein liebster Vater!

Graf.

Steh' auf! o Kind des Unglücks — besser ein Bauer hätte dich gewählet, als ein König —

Gräfin.

Betrüben sie sich nicht — mein Vater.

Graf.

Komm'
komm' her an meinen Busen —

(Der Graf umfaßt sie.)

Dies —
dies bleibt dir noch gewiß. —

Gräfin.

Sie fürchten
zu viel — er liebt mich ja so gut — so züchtig —
ein Hirtenjüngling könnte nicht mit größerer
Schonung
mir seine Liebe zugesteh'n, als dieser König.

Graf.

Dies eben ist der Punkt — wär' seine Liebe
ein geiles Feuer nur, so sollt' es
ein Wort von mir gesprochen, dämpfen —
doch — —

Gräfin.

Ich verstehe sie nicht, Vater!

Graf.

Ich glaub's — erzogen unter meinen Augen
genährt von väterlicher Lieb' und Sorge,

kenn'st du noch nicht der Höfe Politik,
der großen Welt und unser Erde Sitte.
Du träum'st dir deine eigne Schäferwelt;
und weißt nicht, daß du unter Teufel'n
geträumt hast. — Du liebst den König?

Gräfin.

Ach!

Graf.

Der König liebt dich wieder?

Gräfin.

O gewiß.

Graf.

Er will auch seine Hand dir geben?

Gräfin.

O!
das will er — Vater — ja.

Graf.

Ich glaube wohl,
daß es ihm Ernst nun sei. — Er ist
ein guter Prinz — und hält sein Wort. —

Gräfin.

Das ist er, liebster Vater — O das ist er —

Graf.

Dies ist es eben, was ich fürchte. —

Gräfin.

Dies?

Graf.

Das Herz Gustav Adolphs gehör't den Schweden,
nicht dir — das Vaterland muß seine Liebste,
sein Mädchen seyn — dem muß er bleiben. —

Gräfin.

Kann er denn nicht das Vaterland und mich
zu gleicher Stunde lieben? — gerne
mach' ich dem Vaterlande Plaz — allein
er muß ja eben drum, wenn seine Seele
wie meine liebt, das Vaterland — ja Gott,
und mich und alle Menschen wärmer lieben, —
sein Herz sei immerhin dem Vaterland geweih't,
nur will ich mit dem Feuer meiner Liebe
es mehr entzünden zu dem Vaterland.

Graf.

Gleich einer Blume mög'st du alles gerne,
was um dich ist, mit Wohlgeruch umweh'n —
doch werden, leider, öfters solche Blumen
in schönster Blüth' zerrissen, wenn das Eisen
des großen Pflügers diese Erd' von Unkraut
und Disteln säubern will. —

Gräfin.

Dies all
versteh' ich nicht —

Graf.

Sei jezt nur ruhig;
es kann noch alles werden — doch die Nacht
nah't schon heran — komm fort nach Hause —

Gräfin (siehet den Grafen gerührt an).

O liebster Vater!

Graf (umfaßt sie).

Meine Tochter — Gott!
Wo soll das hin? — Muß ich opfern?
Auch das kann ich dir opfern — komm!

Mit banger Seele wankt der Alte an der Hand
der Tochter nach der Thür des Schlosses, und
verschwand.
Indeß kroch Gustav müd, noch länger still zu
warten,
aus dem Gebüsch hervor, und nähert sich dem
Garten,
er blikt sich um, und sprach:

Gustav.

Noch einmal wenigstens muß ich sie seh'n —
O Himmel, sie ist fort. — O Gräfin! Gräfin
dahin ist sie — schnell gieng die Sonn' mir
unter — — —
Hier sange sie; und ihr Ton beschämte
der Nachtigalle Lieder — hier im Sande
stehn noch die Tapfen ihres leichten Fußes —
hier ist die Rosenbank, worauf wir saßen. —

(Gustav küßt die Bank.)

Ist dieser Siz doch meinem Herzen mehr,
als Tausenden der Liebenden ihr Mädchen —
O käme sie doch wieder — Gräfin! — Gräfin! —
Fort — fort ist sie — wenn werd ich wohl
sie wiedersehen — schreiben soll ich ihr —

ja, schreiben werd ich ihr — O könnte doch mein Herz sich in's Papier verkriechen. —

In süßer Schwermuth lag noch lange der König an dem Garten, und nichts war jezt fähig, seine Stunden zu trüben, als die einzige Vorstellung, wie die Stände seines Reiches, besonders aber seine Mutter, die Königin, diese seine Liebe und Verbindung mit der Gräfin Brahe aufnehmen würde. Er hatte ihr Hand und Thron versprochen, dieses konnte Aufsehen und sogar Verwirrung erregen. War seine Geliebte gleich aus einem der angesehensten Häuser aus ganz Schweden; so schikte sie sich doch in seiner Lage nicht für eine Königin. Diese Bedenklichkeiten verleiteten ihn zu einem Schritte, wodurch eben seine Liebe zerrissen, große Verwirrungen am Hofe gestiftet, ja Gustav selbst endlich ermordet wurde.

An dem Hofe zu Stockholm hielt sich zu der Zeit ein gewisser Herzog von Lauenburg auf: er hieß Franz Albert, und war der jüngste Sohn Herzog Franz II. Seine Appanage war nicht hinlänglich, seinen Titul zu unterstüzen; er gieng also auf gut Glück nach Stockholm. Hier ward er als Anverwandter sehr freundschaftlich aufgenommen. Er wußte seine Dürftigkeit und Leiden=

schaften mit einem gewissen Wiz und Scherze zu verdecken: er hatte eine artige Gestalt; verstand sich auf Galanterien und Höflichkeiten; suchte das Vertrauen des Hofes zu gewinnen, nahm zuweilen Aufträge an, auch wußte er so gut einen heimlichen Handel anzuspinnen, wie jeder andere Höfling — durch dieses Betragen gewann er die Gnade der Königin Mutter, und er glaubte, kein Frauenzimmer am ganzen Hofe könnte der Schönheit seiner Gestalt und der Süßigkeit seiner Reden widerstehen. Dieser war der Mann, der Gustaven zuerst das Geheimniß seiner Liebe entriß, weil dieser gute König glaubte, keinen besseren Fürsprecher bei seiner Mutter finden zu können. Zum Unglück war die Gräfin Brahe eben das nämliche Mädchen, auf welches dieser wollüstige Gecke am meisten Jagd machte. Schon lange war er ihr nachgegangen, hatte schon den ganzen Köcher seines Witzes und seiner Galanterien an ihr verschossen, ohne nur ein Rißchen in dem Herzen des Mädchens gemacht zu haben. Allein eben dieses schärfte nur noch seinen Eifer und seine Leidenschaft: kurz, er nahm sich vor, die junge Gräfin, es koste, was es wolle, in sein Nez zu sprengen. In dieser Absicht war er zu eben dieser Stunde in den Brahischen Garten geschlichen, weil er wußte, daß die Gräfin öfters des Abends an die obige Ra-

senbank kam, und hier mit Gesang dem weiten Himmel ihre Liebe klagte. Er hofte, in dieser Stimmung bei Nacht und ohne Zeugen desto eher seine Absicht zu erreichen. Allein wie betroffen mußte dieser üppige Wollüstling nicht werden, als er hier die junge Gräfin in den Armen des Königs fand, und das Geständniß ihrer beiderseitigen Liebe hörte. Rache und Eifersucht durchglühete sein Herz; seine geile Liebe veränderte sich plözlich in Haß, und im ersten Anfalle schwur er beiden Tod und Verderben. — Indessen war sein Blut etwas kälter geworden; er hielt sich für izt ganz ruhig, und belauschte, hinter einem nahen Gebüsche verstekt, die beiden Liebenden, und das Innerste ihres Herzens. Als er endlich merkte, daß der König nach Hause kehren wollte, trat er hervor, um ihn noch mehr auszuholen, und seine Absichten desto ungehinderter erreichen zu können. Er hatte die falsche Hofmaskerade schon so in Bereitschaft, daß er dem guten offenen Gustav sein rachsüchtiges Herz ganz zu verbergen wußte: Er schien vielmehr den innigsten Antheil an der Liebe des Königs zu nehmen, und in allen Stücken ihm daran beförderlich zu seyn. — Mit gutem freundschaftlichem Gesichte näherte er sich dem Könige. — So schleicht ein Krokodill aus dem Nillschlamme, es kriechet schmeichelnd langsam daher, und scheint

nur zum Wohlthun geschaffen zu seyn; doch unter dieser falschen Larve lauscht es auf Beute, und fürchterlich eröfnet es den weiten Rachen, verschlingt alles ohne Mitleid, was sich betrogen ihm zu nahe wagt. — — Der gute Gustav voll von Liebe sprach diesen Lauenburg, als er ihn merkte, wie folget, an.

Gustav.

Wer kömmt da auf mich zu? — He! wer da! —

Lauenburg.

Ew. Majestät unterthäniger Diener.

Gustav.

Ach! sieh da, mein Vetter Franz Albert — was treibt euch noch so späte auf dem Felde herum?

Lauenburg.

Der schöne Frühlingsabend, —, dem ich auch vermuthlich zu danken habe, Ew. Majestät hier anzutreffen.

Gustav.

In der That, lieber Vetter! ihr habt's getroffen. — Kann man sich wohl was schöneres denken, als diesen Ort hier im Frühlingsschmucke — wahrhaftig, unsere Alten haben ihm nicht umsonst seinen Namen gegeben, er heißt mit Recht der Rosenberg.

Lauenburg (lächelt).

Ja, er heißt mit Recht der Rosenberg. —

Gustav.

Wie! Was lächelt ihr!

Lauenburg.

O nichts.

Gustav.

Nein, Vetter! das bedeutet etwas — ihr sprecht das Rosenberg mit einem solchen Tone — sagt — was denkt ihr.

Lauenburg.

Ich dachte so eben, ob Ew. Majestät auch die schönste Rose dieses Berges bemerkt hätten.

Gustav.

Gustav (betroffen).

Wie, Vetter! was meinet ihr!

Lauenburg.

Ich meine die lebendige Rose — die Rose, deren Roth und Weiß alle Blumen, mit denen jezt der Frühling prangt, beschämt.

Gustav.

Ihr scherzt, Vetter! was für eine Rose? —

Lauenburg.

Sie sind ein so feiner Kenner vom Schönen, und sollen das Schönste dieses Orts, die junge Brahe, noch nicht bemerkt haben.

Gustav (äusserst betroffen).

Herzog!

Lauenburg (einschmeichelnd).

Lassen sie uns aufrichtig mit einander reden — ich bin ihr Vetter, ich bin ihr Diener, und was noch mehr ist, ihr Freund. — Sollten Ew. Majestät nicht etwas auf dem Herzen haben, was man dem Herzen eines trauten Freundes anvertrauet?

Gustav.

O liebster Vetter! wer hat nicht so etwas — Aber was wollt ihr mit mir? —

Lauenburg (zudringlich).

Eröffnen sie mir ihr Herz, — mir, ihrem Freunde — ich weiß es — sie lieben die junge Brahe.

Gustav (verlegen).

Wie — was!

Lauenburg.

Ich müßte nicht ihr Vetter seyn, ich müßte nicht das Schiksal meines Königs so nahe am Herzen tragen, wenn ich nicht schon lange die geheimen Neigungen ihres Herzens bemerkt hätte.

Gustav.

Wie! ihr wollt etwas wissen. —

Lauenburg.

Verheelen sie mir doch nicht länger diese Liebe, die ihrem Herzen Ehre macht — wer kann dieses liebe Mädchen um sich sehen, ohne von ihrer Schönheit, von ihrer Güte und Tu-

gend gerührt zu werden. Sie müßten nicht der edle gute König seyn, wenn sie hier nicht liebten.

Gustav.

In der That, ihr überrascht mich sehr — ich muß gestehen, daß mir die Gräfin nicht gleichgültig ist. — Aber —

Lauenburg.

Offen, bester Monarch! — ich weiß ja alles.

Gustav.

Wie! ihr wißt alles? —

Lauenburg.

Ja: meine Aufrichtigkeit soll die ihrige zu mir erwecken. — Als ich vor einer Viertelstunde hier vorbeigieng, sah ich die Gräfin ja in ihren Armen. —

Gustav.

Wie! ihr sahet? —

Lauenburg.

Die Gräfin in ihren Armen, und beide glüklich und geliebt. —

Gustav.

O Himmel!

Lauenburg.

Sie können sich leicht vorstellen, wie sehr mich dieser Anblick erfreuete. — Um sie beide nicht in ihrem Glücke zu stöhren, schlich ich mich hinweg, spazierte einsweilen in jenem dunkeln Wäldchen, und bat den Himmel, sie beide zu beglücken und zu segnen.

Gustav.

Das that'st du? — o daran erkenne ich meinen lieben Vetter, und den Freund. — Nun dann fort Zurükhaltung und Verstellung — umarme mich, mein Freund, und mit diesem Kusse empfang mein Geheimniß und Glück. — Fort Politik und Etiquett — ja ja, ich liebe diese Gräfin — ich fühle, daß ich nur durch sie ein glüklicher und guter König werden kann — ja selbst meinen Thron und meinen Heldenruhm könnte ich für den Besiz dieses lieben Mädchen geben.

Lauenburg.

Genießen sie, mein König — das Mädchen ist auf alle Fälle die ihrige — ich halte ihr

Geheimniß fest, und trage ihr Glück, wie meines, an dem Herzen. Wenn sie mich brauchen, so winken sie nur ihrem Freund, der Wink ist schon Befehl.

Gustav.

O Freund! ja, ja, ich kann euch brauchen, ihr könnt mir einen großen Dienst in diesem Stück erweisen.

Lauenburg.

Wie so — Befehlen sie doch nur.

Gustav.

Bis jezt noch ist meine ganze Liebe ein Geheimniß: allein wer ist so seines Herzens Meister, daß er sich immer widerstehen könnte. Es wird also nicht lange mehr verschwiegen bleiben; des Hofes Aug ist fein, und spüret gern die Leidenschaften der Fürsten aus — und gar die Weiber, deren Blick die Eifersucht noch schärft — Nun sagt mir; wie wird es meine Mutter aufnehmen, wenn sie die Geschichte von Fremden — von Höflingen hört, — wenn sie hört, daß ich gar meinen Thron mit dieser Gräfin theilen will.

Lauenburg.

Das würde freilich viele Verwirrung machen; doch darob sind sie unbekümmert, das ist des Freundes Sorge. Ich schmeichle mir, bei der Königin in Gnade zu stehen, ich will es über mich nehmen, ihr die Sache auf eine solche Art beizubringen, daß sie ihre Wahl nicht mißbilligen wird.

Gustav.

Du wolltest das, Freund —

Lauenburg.

Könnt ich nur mehr thun für ihr Glük!

Gustav.

O! es ist genug — wie soll ich dir den grossen Dienst belohnen.

Lauenburg.

Mit ihrer Liebe.

Gustav.

Du theilest mit der Gräfin jezt mein Herz und meine Schäze.

Lauenburg.

Nun kommen sie nach Hause, die Nacht bricht schon heran.

Gustav.

Hier laßt uns Hand in Hand wie Freunde wandeln — O Könige! wie arm seid ihr, wenn ihr nicht solche Freunde habt.

Von dieser Schlange umwunden, verließ endlich der König den brahischen Garten, und kehrte nach Hause. Langsam gieng er — bald sprach er entzükt von seiner Liebe, — bald blieb er auf dem Wege stehen, und sah' sich um, bis die vom Monde beleuchteten Spitzen des Schlosses, und der hohen Erlen und Pappeln des Gartens aus seinem Auge schwanden. Die Liebe, so er in seinem Herzen trug, verschönerte alles um ihn her. Er liebte alles — er wollte alles glüklich machen, — er faßte den Entschluß, ein guter friedlicher König, ein Vater seines Volks zu werden. In dieser sanften Stimmung kam er nach Hof — schon spat war es in der Nacht — er sagte also dem Herzog mit tausend Küssen gute Nacht, empfahl ihm noch einmal seine Liebe, und

legte sich endlich zu Bette. — Wenig Ruhe kam die Nacht über seine Seele, beständig beschäftigt mit seiner Liebe und seinen Unterthanen, warf er sich im Bette rechts und links, und war um so glüklicher, und mit sich selbst zufriedener, weil er glaubte, durch diese Liebe ein besserer Regent geworden zu seyn. In dieser Nacht war es, wo Gustav jene wohlthätige Projekte zur Aufnahm der Justiz, des Acker- und Bergbaues, des Handels — der Schiffart, der Künste, und Wissenschaften seiner Staaten machte. Kaum hatte er den dänischen Krieg geendiget, als er durch den Jakob van Dyk und Abraham Cabelliau einen Handlungstraktat mit den Holländern errichtete, und den Handel seines Landes in bessern Stand brachte. Um den Ackerbau und Industrie zu vermehren, befreite er den Landmann von der Last, die Regierung mit Pferden und Vorspann zu versorgen. Er nahm Ausländer von allerley Religionen in seine Staaten, wenn sie nur ehrliche Leute waren. Zur Steuer der Gerechtigkeit und des Handels errichtete er ein oberstes Landsgericht, und eine Handlungsgesellschaft, und machte Verbesserungen in den Münzen. Die Universität zu Upsal hat ihm ihren besten Fond, ihre auserlesene Bibliothek, und ihre künftigen Lehrer zu verdanken. — So sehr war

er bemüht, die Künste und Wissenschaften zu schätzen, sein Volk aufzuklären, und durch eine gute Erziehung Sitten, Vernunft und Vaterlandsliebe zu erhalten; — kurz, sein ganzes Leben floß in der Zeit zwischen zweien Empfindungen und Beschäftigungen dahin: er liebte sein Mädchen und sein Volk — er genoß der Liebe, — und arbeitete für seinen Staat.

O Liebe! große Kraft in der Natur — Gott selbst, wie unser Glaube sagt — denn Gott ist die Liebe — durch dich ward alles Gute auf der Welt; du giebst uns Leben, Nahrung und Vergnügen; du zwingst dem kalten Felsen Leben, dem Feinde Freundschaft ab — steig öfters in die Herzen unserer Fürsten ein, und laß sie Menschen werden, wie diesen Gustav.

Zweiter Gesang.

Gustav Adolph lebte glüklich, und glaubte sicher in den Armen der Liebe und Freundschaft zu liegen: allein der eifersüchtige Herzog dachte nur auf Rache, und that von allem dem das Gegentheil, was er dem König so heilig und so freundschaftlich versprach. — Er konnte kaum den Morgen erwarten, wo er seinem rachgierigen Herzen Luft schaffen wollte. Sobald er glaubte, die Königin allein zu treffen, lief er zu ihr, um alles zu verderben und zu zerreissen. — — — Diese kluge und edle Frau weihete immer die ersten und heitersten Stunden des Tages den Staatsgeschäften, welche für den Schwedischen Hof jezt äusserst angehäuft waren. Nicht nur mit Pohlen, Dännemark und Rußland war das Reich in schweren Krieg verwickelt, sondern ein neues weit fürchterlicheres Ungewitter zog her aus Süden. Der Kaiser Ferdinand hatte schon bei Prag der teutschen Fürsten Macht zerschmettert — bei Lutter schlug er auch die Hülfe Dännemarks zu Boden — ganz Teutschland war

unterjocht. — Er drohte Schweden, von allen Seiten liefen also fürchterliche Gerüchte ein. Die Königin und der Kanzler Oxenstierna waren eben deshalb beisammen, um sich über die Maasregeln in solchen kritischen Umständen zu berathschlagen, als Franz Albert, von Rache beflügelt, ins Vorzimmer trat, um Audienz zu haben. — Wie Sallust uns den Katilina beschreibt, wie er bald hastig lief — bald tief in Blut und Mordgedanken versunken mit blassem hagerem Gesichte stehen blieb — bald mit starrem Blicke zur Erde sah — und bald mit funkelndem Auge um sich blikte, und alles zum Verderben reizte — so gieng jezt der Herzog, ehe er vorgelassen ward, auf und ab, und sprach inzwischen folgende Worte zu sich selbst.

Lauenburg.

Das Mädchen darf mir der König nicht wegschnappen, und wenn er zehenmal der König wäre. — Hier bei seiner Mutter muß ich Feuer anlegen — da wirkt's am schnellsten — Wie! ich bin dem Wilde schon so lange auf der Fährte, hab' schon so manche saure Stunde darum gehabt, und auf einmal bricht mir der Herr König in's Gehege, mir's vor der Nase wegzu-

schießen. — Nein! nein! Frau Mama soll ihm den gespannten Bogen schon in Ruhe stellen. — Hier muß ich den gekrönten Wilddieb verklagen. — Was! ich soll so ein herrliches rehfüßigtes Mädchen fahren lassen? — Nein! nein! die Brahe muß ich in's Garn haben, oder ich will zum Aktäon werden.

(Die Königin Mutter und der Kanzler Oxenstierna treten auf.)

Königin (im Hereintreten).

So muß es seyn, wir müssen uns, sobald wir können, mit Pohlen und Rußland setzen, um den Krieg in Teutschland zu spielen. (Indem sie den Herzog gewahr wird.) Wie geht's, lieber Herzog! was bringt euch so frühe schon hieher?

Lauenburg.

Ew. Majestät werden verzeihen, wenn ich sie in wichtigen Geschäften unterbreche. Meine Ergebenheit für das ganze königliche Haus befiehlt, ihnen etwas zu entdecken, was vielleicht nicht minder wichtig werden kann.

Königin.

Wie so! sagt an.

Oxenstierna (in Verlegenheit).

Hm! hm!

Lauenburg.

Es betrift eine Sache, die Ew. Majestät nicht näher angehen kann.

Königin.

Nur heraus damit, unser Kanzler darf die geheimsten Angelegenheiten unseres Reiches wissen, er wird mithin bei unseren Familiensachen kein überflüßiger Zuhörer seyn.

Lauenburg.

Die Sache betrift den König ihren Sohn.

Königin.

Den König — meinen Sohn — wo war er? wo ist er?

Lauenburg.

Weder im Himmel noch auf der Erde.

Königin.

Gott! stehe mir bei — vielleicht todt? —

Lauenburg.

Ja für die Welt, aber für sich so lebendig, als man nur seyn kann.

Königin.

Um Gotteswillen redet!

Oxenstierna.

Herr Herzog! —

Lauenburg.

Fürchten Ew. Majestät von der Seite nichts, — er ist so voll Lebenswärme, daß vielleicht aller Eis und Schnee seiner Länder nicht kalt genug ist, um ihn abzukühlen — er ist nur, was wir andere verliebt nennen.

Königin.

Verliebt — so —

Oxenstierna (für sich).

Der Hannswurst wird alles verderben.

Königin.

Herzog — sie haben mich sehr erschrekt.

Lauenburg.

Ich weiß eine Person, die er noch mehr erschrekt hat.

Oxenstierna.

Herr Herzog! unterlassen sie jezt diesen Scherz; in dieser Stunde und bei solchen Umständen ist er sehr übel angebracht. Auch kleidet ihre Laune einen Herrn von ihrem Stande um so weniger.

Lauenburg.

Herr Kanzler! ich versichre sie, mein herzoglicher Spaß ist nicht so ernsthaft, als der königliche Spaß, so jezt seine Majestät machen.

Königin.

Laßt nun dies alles; der Herzog meint's gut; ich liebe seinen immer fröhlichen Humor. Aber wo ist er verliebt — wer ist die Person.

Oxenstierna.

Was wird es auch viel seyn — eine vorübergehende Leidenschaft.

Lauenburg.

Das Mädchen, so er liebt, ist schön. —

Königin.

Wer ist sie denn? — Kennt man sie?

Lauenburg.

Ihre Schönheit ist am Hofe und auch ausser Hofe berühmt.

Königin.

Nun! sie ist?

Lauenburg.

Und ihr Vater ist keine unwichtige Person im Reiche.

Königin.

Ihren Namen denn? ihren Namen.

Oxenstierna (für sich).

Ueber den fürstlichen Hofnarren.

Lauenburg.

Es ist die Prinzeßin —

Königin.

Prinzeßin. —

Lauenburg.

Gräfin Brahe — wollt ich sagen.

Königin.

Wie! die Brahe — sollte die —

Lauenburg.

Ja, die Gräfin Brahe. —

Oxenstierna (für sich).

Gott sei Dank — nun bin ich ruhig (laut) ich hoffe, seine Leidenschaft soll wieder vorübergehen.

Lauenburg.

Ich hoffe nichts.

Königin.

Wie! er wird doch nicht —

Lauenburg.

Die Gräfin besizt Ehrgeiz — ihr Vater Stolz.

Oxenstierna.

Das ich nicht wüßte, Herr Herzog.

Königin.

Ich fürchte, der Herr Herzog hat recht.

Lauenburg.

Die Gräfin tront im Könige, und der König tront in Schweden. Wie gefällt ihnen ihre Nachfolgerin!

Oxenstierna.

Herr Herzog; unterlassen sie doch ihren Wiz — sagen sie nicht mehr, als sie wissen können.

Lauenburg.

Ich weiß weiter nichts — aber ich vermuthe, daß der König der Gräfin Hand und Tron versprochen hat.

Königin.

Hand und Tron? —

Oxenstierna.

Wie? was? —

Lauenburg.

Hand und Tron.

Königin.

Nimmermehr, sag ich, nimmermehr — jezt da es darauf ankömt, durch eine kluge Verbindung seine Macht zu bevestigen. —

Lauenburg.

Schon gut — aber Ew. Majestät werden wohl wissen, daß an dem Hofe der Liebe eine ganz andere Kabinetsklugheit gilt, als bei anderen fürstlichen Höfen.

Königin.

Und wenn ihn die Venus mit allen Liebesgöttern angekettet hätte, reiß ich ihn los. — Wie! ein König, der nun an der Spitze seiner Soldaten stehen sollte, verliebt — ein junger hoffnungsvoller Prinz, dem sogar der allmächtige Ferdinand seine Tochter zuwerfen würde, an eine Gräfin Brahe gefesselt — wie, Kanzler! und auch ihr könnt so ruhig seyn — doch ihr seid ja auch ein Graf. —

Oxenstierna.

Ja, ein Graf, der vielleicht einen König von einer Leidenschaft heilen wird — — wollten mir Ew. Majestät nicht eine Viertelstunde allein geneigtes Gehör geben.

Königin.

Ich glaube nicht, daß der Herzog überflüßig seyn wird, wenn ihr mit mir von der Sache reden wollt.

Oxenstierna.

Der Herr Herzog würde einsweilen keine unwichtige Rolle in dieser Sache spielen, wenn er den König hieher bereden wollte.

Lauenburg.

Von Herzen gern.

Königin.

Wollen sie das, Herzog! —

Lauenburg.

Ich gehe sogleich — (für sich) ich will schon hetzen.

(Er gehet ab.)

Königin.

Nun, was soll ich weiter noch erfahren.

Oxenstierna.

Nur ruhig — die Absicht, warum ich Ew. Majestät um diese Unterredung bat, ist nur allein, mit ihnen die Art und Mittel zu überlegen, wie und wodurch wir den König heilen können.

Königin.

Was ist hierinn euere Meinung?

Oxenstierna.

Für's erste bin ich froh, daß ihre Liebe gut und tugendhaft ist; so haben wir doch nichts zu fürchten, was der Ehre des Königs und der jungen Gräfin nachtheilig seyn könnte.

Königin.

Aber eben darum ist die Sache um so gefährlicher. — Liebe, die bald gesättigt wird, und sich nur auf Genuß gründet, schwindet weit eher, als solche Schwärmerei — und die Gräfin wird ihren Vortheil wohl verstehen.

Oxenstierna.

Die Gräfin ist ein gutes tugendhaftes Mädchen, noch unerfahren in der Liebe und den Künsten der Coquetterie. Ich kenne sie.

Königin.

Um den Tron und das Herz eines so herrlichen jungen Prinzen thuet man alles — nehmt mir's nicht übel, man hat Beispiele, daß auf dem Punkte Töchter ihre Väter ermordet, und Prinzeßinnen sich in die Armen eines Laquaien geworfen haben, um ihren Zwek zu erreichen.

Oxenstierna.

Dazu ist die junge Brahe aber gewiß nicht fähig — man hat am Hofe nie bemerkt, daß sie wie andere Damen oder Fräuleins zu glänzen suchte. Die Liebe wirkt mehr in ihrem Herzen, als der Ehrgeiz. —

Königin.

Liebe oder Ehrgeiz? gleichviel, die Wirkung ist immer die nämliche — wie retten wir den König.

Oxenstierna.

Ich halte es für klug, für jezt dem König nicht heftig zuzusetzen: denn dadurch würden wir

das Uebel nur noch ärger machen. Wir müssen ihn ein wenig toben lassen, ja uns sogar anstellen, als wenn Ew. Majestät seine Wahl nicht mißbilligten. Indessen aber geben wir ihm eine Beschäftigung — suchen seinen Ehrgeiz rege zu machen, er wird dadurch immer mehr und mehr in Teutschlands Händel verflochten. Dadurch ziehen wir die Sache in die Länge, suchen ihn zu zerstreuen, und unter der Hand eine schöne Prinzeßin ausfindig zu machen, so ihm den Verlust vergessen machen kann. — Wir können ihm denn unter irgend einem Vorwand eine Reise vorschlagen; er wird an verschiedene Höfe kommen, wo es schöne Fürstentöchter genug giebt, die um einen solchen Prinzen buhlen — und eins giebt das andere. (*)

Königin.

Das läßt sich freilich hören.

Oxenstierna.

Wir reden inzwischen mit dem Vater des Mädchens, suchen ihm die Sache im gehörigen Licht vorzustellen — und ich bin überzeugt, dieser alte redliche Patriot wird alles anwenden. —

(*) Geschichte Gustav Adolphs B. II. S. 83. 84.

Königin.

Um seine Tochter auf den Tron zu bringen. — Ich kenne die schwedische Grafen.

Oxenstierna.

Auf die Ehrlichkeit und Vaterlandsliebe dieses Mannes kann ich zählen.

Königin.

Wenn's um einen Tron zu thuen ist, hört alle Vaterlandsliebe auf.

Oxenstierna.

Die Schweden und der König haben an dem Prinzen Johann, der großmüthig die Krone nicht verlangte, ein zu neues und auffallendes Beispiel, als daß man ein ähnliches nicht hoffen könnte. Ich kenne meine Leute.

Königin.

Ich will dem Vater alles zugestehen, nur seine Tochter nicht Königin in Schweden. —

Oxenstierna.

Ich hoffe alles — hier kömmt der König —

(Der König tritt auf.)

Gustav.

Nun, hier ist der arme Sünder: wer will mit ihm sprechen — die Königin oder die Mutter?

Oxenstierna.

Ich suchte Ew. Majestät schon überall; so eben erhalte ich wichtige Depeschen.

Gustav.

Ja — ja, ich merk's schon — wenn's Staatssachen wären; so hätt ich den Herzog schon entlassen — aber ich weiß, es ist mehr die Mutter, die mit mir reden will, als die Königin; ich bin aber gefaßt, sowohl der Mutter als der Königin zu antworten. — Doch ich weiß schon alles — der Herzog hat mir schon alles gesagt.

Oxenstierna.

Der Herzog wird aber Ew. Majestät doch nicht alles gesagt haben: denn kein Mensch kann mehr sagen, als er weiß, und der Herzog hat keine Gesandten in Teutschland, Pohlen oder Rußland.

Gustav.

Ah! ich merke, man will Umwege machen — der Weg soll durch Teutschland, Pohlen,

Rußland, und vielleicht gar durch die Welt gemacht werden, um an ein Ding zu kommen, das nur einige Stunden von hier sich aufhält. —

Oxenstierna.

Wenn davon allein die Rede wäre, könnten wir wohl kürzer fahren — aber vielleicht giebt es auch auf dem Umwege, wie es Ew. Majestät zu nennen belieben, noch Gegenstände, welche zu erfahren Ew. Majestät nicht unnöthig seyn wird.

(Der König entläßt den Herzog.)

(Der Herzog und die Königin gehen ab.)

Gustav.

Nun, was für Dinge gehen dann ausser Schweden oder Stockholm vor.

Oxenstierna.

Ew. Majestät werden wohl wissen, daß wir schon drei mächtige Feinde auf dem Halse haben.

Gustav.

Die ich doch nicht fürchten soll?

Oxenstierna.

Da sei Gott für. — Aber Ew. Majestät werden noch nicht wissen, daß ein vierter dazu getreten ist, und vielleicht der gefährlichste von allen.

Gustav.

Der größte Feind eines Staates ist der Ehrgeiz seines Fürsten — ich will mit allen Friede machen.

Oxenstierna.

Ich hoffe doch nicht, daß Ew. Majestät die Ehre der schwedischen Krone, die Wohlfarth ihrer Staaten vergessen werden.

Gustav.

Bei Gott! das werd ich nicht, und darum will ich Friede machen. — Ich habe erst seit einer kurzen Zeit eine Staatskunst gelernt, die mehr werth ist, als das, was so in eueren Machiavellen und Kabinetern üblich ist. — Vielleicht ist dieser heutige Tag der glüklichste in den Annalen der schwedischen Geschichte. — Regieren — ja regieren will ich, wahrhaft gut regieren, wie ein Vater über seine Kinder. — Was nennt ihr Wütriche und feindliche Dämo=

nen des Menschengeschlechts regieren? — Menschen morden, — Brüder gegen Brüder verhezzen — die Gaben der gütigen Natur von den Füßen der Rosse zertreten lassen — schöne Maximen! eine Regierungskunst, so die stolzen Teufel einst auf unserer Erde zurükgelassen haben, als sie aus den seeligen Gefilden des Himmels gestürzt wurden. (*)

Oxenstierna.

Ich verstehe Ew. Majestät nicht mehr.

Gustav.

Das glaube ich wohl — vor kurzem lernt' ich auch erst das verstehen — seh't hier die Gaben Gottes und der Natur ausgeschüttet — wie da die Fülle der göttlichen Güte herduftet — wie alles da stehet in herrlicher Blüthe und treibender Kraft — die Hoffnung der besten Erndte — und ich — ich König dieses Landes sollte diese Felder jezt verwüsten, die Geschenke Gottes von dem schweren Fuße des Krieges zertreten lassen. — Ich sollte dem Feldbau seine stärksten Hände rauben, um sie an Mordgewehre zu fesseln. — Ich sollt' die Pferde und das

(*) Geschichte Gustav Adolphs Th. II. S. 460.

Zugvieh vom Pfluge weg an Feuerschlünde spannen — ich sollte diese schöne grünende Hügel in Vulkane verwandeln, so aus ihrem schwefelgeiferenden Rachen ringsumher Tod und Verderben speien — — — und das nennt ihr regieren? — nein — meine Soldaten sollen zu ihren Weibern und Kindern wiederkehren — das Schwerdt und Spießgewehr will ich zu Feldgeräthe und Pflüge umschmieden lassen — die Kriegsschiffe Schwedens sollen nur dem Handel geheiliget seyn — die Wissenschaften und Künste, so jezt der wilde Krieg verscheucht, sollen wie die alten Musen um meinen Tron gelagert mein Reich mit Blumen zieren, und so will ich an der Seite meiner guten Gattin mich unter meine Schweden setzen, und wie ein Vater mein Volk regieren. (*)

Oxenstierna.

Ich kenne sie nicht mehr. — Wie, wenn fremde Kannibalen in Schweden einfallen, und diese Länder hier verwüsten? — wenn ein stolzer Wallenstein, der nun dem Norden drohet, die feindlichen Kaufmannsschiffe Schwedens plündert und zu Grunde bohret — wenn Ferdinand

(*) Geschichte Gustav Adolphs Th. II. S. 460.

in Süden bald gesättigt, auch dann nach Norden greift — wird da wohl Gustav ruhig bleiben können?

Gustav.

Das wird Ferdinand nicht — das kann er nicht. —

Oxenstierna.

Wird nicht! kann nicht! und wenn er's könnte. Wenn er's wirklich wollte. — Nicht genug, daß er beinah ganz Teutschland an seinem Joche geschmiedet hält, auch für Pohlen und für Schweden liegen seine Ketten schon bereit. — Soviel uns unsere Gesandten aus Teutschland melden, will Ferdinand den Pohlen eine beträchtliche Anzahl Truppen zuschicken, um unsere siegreiche Waffen dort zu hemmen — und wer kennt nicht die weiteren Projekte von Habsburgshause, das schon seit vielen hundert Jahren durch anhaltenden Länderfraß nur immer größeren Hunger zeigt.

Gustav.

Er soll nicht weiter greifen — und wagt er einen Schritt, dann haben mich die Schweden und die Teutschen an ihrer Spitze.

Oxenstierna.

Das ist die Sprache Gustav Adolphs — nun kenne ich meinen König, den heldenmüthigen Gustav, wieder.

Gustav.

O lieber Freund! der Mensch ist wohl ein wunderliches Ding — oft ändert er in einer Stunde seinen Sinn — was ist auch Heldengröße gegen einen guten König. — Was hat der große Cäsar von seinen Siegen und Schlachten — ist sein Staub stärker, als der Staub, den nun ein Schulknabe von seinen Kommentaren bläst. — Die Motte, so von dem Staube seiner Heldenbücher lebt, und wieder Staub wird, ist jezt viel glüklicher, und mehr werth, als der Staub von seinen Heldenknochen.

Oxenstierna.

Was aber gilt die Freiheit und das Glük, so Gustav Wasa ihres großen Anherrn Heldenmuth den Schweden gab.

Gustav.

Ja, das ist freilich vieles werth. —

Oxenstierna.

— Und was gilt wohl die Freiheit und das Glük, welches Gustav Adolph, des großen Gustavs Enkel, nicht nur den Schweden, sondern ganz Europa geben könnte.

Gustav.

O schweigt — schweigt! die ist so wichtig, daß sie mein eigenes Glük zerstöhren könnte.

Oxenstierna.

Sire! ihnen ist's nicht unbekannt, wie wüthend Ferdinand und seine Henkersknechte seit dem Verlust der Prager Schlacht in Teutschland hausen. — Tylli gleicht einem angeschossenen Eber, der ringsumher mit blutigem Zahn Tod und Verderben schlägt — und Wallenstein ist wie ein Raubadler, dem Gottessonne noch zu hoch zu hängen scheint, um auch nicht über sie zu fliegen, und alles unter sich zu schrecken und zu verschlingen. — Das Land liegt wüste, die Städte sind geplündert und verbrennt, — die teutschen Galgen hängen schon so voll von den Genossen unseres Glaubens, daß Ferdinand bald seine Wälder zu Galgen machen muß. — Die größten Fürsten teutscher Nation werden beschimpft, geächtet, und wie Laquaien schlecht behan-

behandelt — der Kurfürst von der Pfalz und der Herzog von Meklenburg sind ihrer väterlichen Länder ganz beraubt, und Wallenstein, ein Knecht des Kaisers, brüstet sich, als neuer Herzog in dem Raube. — Schon rüstet dieser stolze Mann im Nordmeere eine Flotte aus, wodurch er sich zum Herrn der nördlichen Gewässer und alles Landes ringsumher wird machen wollen. — Wie weit soll dieser Frevel denn noch gehen, ehe Gustav Adolph, der Schweden König, an der Spitze seines Heeres wird Einhalt thuen? —

Gustav.

Nicht weiter — bei Gott? nicht weiter — ich stell' mich als den Schützer Teutschlands und der bedrükten Nationen hin. —

Oxenstierna.

Das ist die Rolle, die Gustav Adolphen ziemt, auch blikt schon das zu Boden gedrükte Teutschland nach dem Sieger über Rußland, Dännemark und Pohlen hin, um seine kräftige Hilfe zu erflehen. — Sie, großer König, dessen Heldennamen schon im ganzen Norden schallt, sie sind der Mann, von dessen sieggewöhntem Arm die Nationen Schuz erwarten, — sie sind

es, den die Vorsicht selbst gewählt zu haben scheint, um die gedrükte Freiheit und Religion zu beleben, und wieder aufzuheben.

Gustav.

O Gott! gieb mir nur Kräfte.

Oxenstierna.

Die schönste Ehrenkrone erwartet ihrer. — Sehen sie sich um hier in Gottes weiter Schöpfung, die ganze Natur ist nun im Frühlingsschmucke — alles in der Nähe und in der Ferne freuet sich des neuen Lebens, so jezt durch die ganze Erde ergossen ist — nur der Mensch allein, die Krone dieser Schöpfung — ist elend auf Erde. — Von Tyrannei gedrükt liegt Teutschland, liegen viele Länder wie welke Körper da, und schänden jezt das große Frühlingsbild der verjüngten Natur. — Ist es denn nicht ein großer gött icher Gedanke, ein Werk eines großen Königs würdig, dies teutsche Land und ganz Europa von diesem Drucke zu befreien, ihm seinen Frieden wieder zu geben, und so das Menschengeschlecht auch in die Harmonie dieses allgemeinen Friedens zu stimmen — — und das können sie. —

Gustav.

An welche Seeligkeit erinnert mich dieses Bild — o mein Freund! meine Liebe — meine Liebe. —

Oxenstierna.

Wie, mein König! —

Gustav.

Wenn ihr mich halten wollt; so bringt mir nie das Frühlingsbild in's Gedächtniß.

Oxenstierna.

Sire!

Gustav.

Ja, ich liebe die Gräfin — sie ist meine Braut — meine Königin — der Himmel führte mich zu ihr, und schmükte bei unserem Bunde die schöne Natur zum Liebestempel.

Oxenstierna.

Aber bedenken sie doch — wohin soll alles dieses endlich führen.

Gustav.

Das gilt jezt gleich — genug, ich liebe, werd geliebt, und fühle mich glüklich.

Oxenstierna.

Und Schwedens Tron, und Teutschland.

Gustav.

O stille! stille! ich sehe alles — alles vor. Mein Herz ist wie ein Schiff, so' ohne Anker von der stürmischen See hin und her geschlagen wird. — Hier, dieses Mädchen, das mit voller Liebe mich umschlingt, und hier gefesselt hält — dort Ehre, Pflicht, Vaterland und Religion, so mit tausend Stimmen mich in's Schlachtfeld rufen. — O Freund! schaff meiner Seele Ruhe. —

Oxenstierna.

Sie dürfen, Sire, sich jezt nicht so rasch und gänzlich dieser Leidenschaft ergeben — der Tron, und seines Landes Wohlfart ist, muß eines Königs erste Sorge seyn — diese Liebe mag denn gleichwohl in ihrem Herzen bleiben, nur sollen sie darob nicht ihres Reiches Ehre und Teutschlands Angelegenheiten vergessen.

Gustav.

Das werd ich nie — und kann denn Ehre und Liebe, Weib und Krone sich nicht zusammen vertragen? —

Oxenstierna.

Was aber wollen sie mit dieser jungen Gräfin machen? eine Geliebte nur — ihr Vater ist ein braver Mann, und hält auf Ehre — oder ihre Königin.

Gustav.

O Freund! das ist es eben, was mich schwanken macht, warum ich eueren Rath erbitte — was wird mein Volk, was die Stände meines Reiches, was meine Mutter sagen? — ich hab ihr Hand und Tron versprochen. —

Oxenstierna.

Wie! Sire? sie haben — —

Gustav.

Ich weiß schon alles, was ihr sagen wollt. — — O Freund, nun lege Politik und Unterthanenfurcht, leg Etiquett und all' das ab, wodurch die Weltgebräuche euch gegen Fürsten sonst vermummen, und sei blos Mensch, — mein Freund, mein einziger Freund — laß mich die Qualen eines Menschen in eines Menschen Busen anvertrauen — der König ist die Hülle nur, das Kleid, hier klagt Gustav seinem Oxenstierna — dem rathe —

Oxenstierna.

In solchen Dingen ist selten rascher Rath der beste — wir wollen überlegen inzwischen find' ich's gut, wenn sie die Gräfin nicht so oft mehr sehen.

Gustav.

Das ist der Gräfin Meinung auch, ich soll ihr schreiben. (*)

Oxenstierna.

Nur nicht so oft, und nicht so heftig; — auch hielt ich's für rathsam, nicht mit ernsteren Verbindungen zu eilen — die Gräfin ist ja noch jung, und auch sie, und wahre Liebe harret gern, auch schmecken die Umarmungen nach einem langen Kampfe auf einem Lorbeerbette besser. —

Gustav.

O lieber guter Mann — ich soll sie also endlich doch besitzen — wie glüklich werd ich seyn — aber was sagt meine Mutter dazu — wie nimmt diese meine Liebe auf — nicht wahr,

(*) Geschichte Gustav Adolphs B. II. S. 82.

sie zürnt gewaltig — o sie wird alle Höfe Europens und mein ganzes Reich gegen dieses Mädchen aufhetzen.

Oxenstierna.

Sie verkennen ihre edle Mutter, Sire! und ihre wahre Freunde; freilich wurde sie anfangs sehr betroffen, als ihr der Herzog ihre Verbindung mit der Gräfin entdekte; dann sie fürchtet, sie würden darob die Geschäften des Trones verabsäumen.

Gustav.

O das werd ich gewiß nicht — vielmehr macht mich diese Liebe erst zu einem guten König.

Oxenstierna.

Auch fürchtet sie, Ew. Majestät würden dadurch gewisse Höfe und große Familien beleidigen.

Gustav.

Mag's — meine Tapferkeit, und die Güte und Gerechtigkeit, so ich überall zeigen werde, sollen alles wieder gut machen.

Oxenstierna.

Das hoffe ich auch — ich stellte also im Vertrauen auf Ew. Majestät große Gesinnungen ihrer gnädigsten Frau Mutter vor, daß diese Liebe sie nie abhalten würde, die Wohlfart ihrer Staaten vor Augen zu haben, und die Ehre der schwedischen Krone gegen ihre Feinde zu behaupten — ja daß vielmehr diese Liebe in einer Heldenseele ein Sporn zu großen Unternehmungen wäre.

Gustav.

O bester Mann!

Oxenstierna.

Auch sezt' ich noch hinzu, daß Ew. Majestät wohl keinen Anstand nehmen würden, die Verbindung in dem jezigen kritischen Zeitpunkt noch zu verschieben, um weder die Großen unseres Reiches, noch auswärtige Höfe zu beleidigen.

Gustav.

O ja — das kann ja alles seyn — aber was sagte meine Mutter dazu?

Oxenstierna.

Durch diese meine Gründe wurde ihre erste Besorgniß allerdings gehoben.

Gustav.

Sie willigt also ein.

Oxenstierna.

Gänzlich konnt ich eben alle ihre Bedenklichkeiten nicht heben — denn überlegen Ew. Majestät die Sache nur selbst — — es muß ausserordentlich auffallen.

Gustav.

Freilich wird's auffallen — aber meine Mutter —

Oxenstierna.

Nun sie ist wenigstens für jetzo beruhigt — und kömmt Zeit, kömmt Rath.

Gustav.

O laß dich umarmen, Freund! — Komm, laßt uns jezt gleich zu meiner guten Mutter gehen, und ihre Einwilligung erbitten.

Oxenstierna.

Nicht so rasch — wir müssen sie erst sich ein wenig von der ersten Ueberraschung erholen lassen — ihre feurige Liebe macht sie zu lebhaft

— wollen sie mir, der ich etwas kälter bin, es überlassen, alles noch in's Reine zu bringen.

Gustav.

O von ganzem Herzen.

Oxenstierna.

Und nun, mein König, erlauben sie mir noch eine kleine Bitte.

Gustav.

Alles — alles — fodert die Hälfte meines Trones — und es soll euch gewähret werden.

Oxenstierna.

Ich fordere weniger und mehr.

Gustav.

Nun. —

Oxenstierna.

Untersuchung meiner Handlungen, und dann Gerechtigkeit.

(Der König siehet ihn bedenklich an.)

Dritter Gesang.

Auf Anrathen des Kanzler Oxenstierna fieng jezt Gustav Adolph an, seine Liebe geheimer zu halten, und schien sich auch mehr um des Reichs Angelegenheiten und den Krieg in Pohlen und Teutschland zu bekümmern, als zuvor. Er war überhaupt ordentlicher in seinen Staatsgeschäften, und mäßiger in seinen Besuchen. Dieses alles machte den eitlen Herzog glauben, sein Projekt sei ihm gelungen, und er könnte nun wieder freier auf die Jagd des Mädchens ausgehen — wo er sie anzutreffen glaubte, schlich er hin, und sagte ihr Schönheiten, ja durch das räthselhafte Betragen des Königs dreist gemacht, wagte er's sogar bei Hofe und in Gesellschaften der jungen Gräfin Liebesanträge zu thuen. — Das furchtsame Mädchen scheuete sich, ihrem königlichen Geliebten das freche Betragen des Herzogs zu entdecken; dies vermehrte aber seinen Frevel nur, so daß er ihr einmal sogar in den Zimmern der Königin zusezte. — Er faßte sie bei der Hand, um sie festzuhalten; allein die Gräfin verwarf seinen Antrag mit folgenden Worten.

Gräfin.

Um Gotteswillen lassen sie mich — was wollen sie mit mir? — bedenken sie doch hier in den Zimmern der Königin. — —

Lauenburg.

Und wenn es vor dem Altar wäre. — O liebes Mädchen! nur einen Kuß auf dieses Rosenblatt.

Gräfin.

Lassen sie mich — ich werde schreien.

Lauenburg (faßte ihre Hand auf den Knien).

Hier lieg ich, und hier bleib' ich, bis ich erhört bin.

Gräfin.

Aber was wollen sie mit mir?

Lauenburg.

Hieher! fühle die Glut meiner Wangen — hier vernehme das hohe Schlagen meines Busens, und du fragst noch, was ich will. —

Gräfin.

Darauf weiß mein Busen nicht zu antworten.

Lauenburg.

Komm! komm! ich will dich's lehren — (er umfaßt sie) ich will dir Sprache geben. — (er will sie küssen.)

Gräfin.

Hilfe! Hilfe! —

Lauenburg.

Still! — o diese Härte verdiente —

(Der König nnd die Königin Mutter treten auf.)

Gustav (indem er hereinspringt, und dem Herzog eine Ohrfeige giebt.) (*)

Verdiente eine Ohrfeige.

Lauenburg (indem er an seinen Degen greift).

Wie! mir das? —

Königin (tritt dazwischen).

Halten sie, Herzog! was wollen sie thuen!

Gräfin (an Gustaven schmiegend).

O Gott steh ihm bei.

(*) Puffendorf in einem Briefe an Preziger d. d. 29. Julii 1687.

Gustav.

Ziehet nur! ziehet!

Königin.

Ruhig doch, mein Sohn. —

Lauenburg (indem er den halbgezogenen Degen wieder in die Scheide schlägt.)

Wir sehen uns hoffentlich wo anders. —

Gustav.

Wo ihr wollt.

Lauenburg.

Und sollt' es an dem Throne seyn.

(gehet mit verbissener Wuth ab.)

Königin.

Was soll das alles seyn? — so ungestümm, den Herzog hier zu schlagen.

Gustav.

Wie! in ihrem Zimmer solchen Unfug zu treiben? dieses liebe Mädchen so zu mißhandeln? —

Königin.

Das wird es auch wohl seyn — Gräfin! verlassen sie uns.

(Die Gräfin nach einer Verbeugung und mit einem tiefen Seufzer und in Thränen schwimmenden auf den König gerichteten Augen ab.)

Gustav (bekleidet sie mit seinen Augen).

O Gott! was hab ich gethan? —

Königin (siehet Gustaven bedeutend an).

Das haben sie des Etiquettes wegen nicht gethan. — — Ich fürchte, dieses kleine schmächtige Geschöpf wird noch große Irrungen an unserem Hofe machen. — —

Gustav.

Wie, meine Mutter!

Königin.

Schon lange merkte ich an ihren Blicken weit einen anderen Ausdruk, als den, so nur Höflichkeit und Galanterie erfodern.

Gustav.

Wie meinen sie!

Königin.

Verstecken sie sich länger nicht! — sie lieben die Gräfin. —

Gustav.

O liebste Mutter!

Königin.

Ich weiß schon alles — man hat mir alles schon gesagt. — Nur wundert's mich, daß grade hier sich ihr Blik verirret hat.

Gustav.

Was wollen sie damit sagen!

Königin.

Ich meine nur, es sei der Mühe eben nicht werth, daß sich ein König wegen einer Gräfin Brahe zum Hofmährchen mache.

Gustav.

Sie werden bitter. —

Königin.

Wenigstens ist diese Wahl gar nicht königlich.

Gustav.

Gustav.

Wahl — Wahl — freilich, wenn man so fürstlich, so königlich liebt, wie es an Höfen Sitte ist, dann wählt man allerdings auch königlich. — —

Königin.

Wahre Liebe gründet sich aber doch immer auf erhabene Eigenschaften — was nun die Gräfin anbelangt — da wüste ich eben nicht —

Gustav.

Was sie für erhabene Eigenschaften hätte. — Ja freilich ist sie keine von den sogenannten großen Damen, die Fürsten und Könige zu beleben wissen — sie hat keine Scharen von Puppen und Papaquaien um sich herflattern, die sie mit ihrem Fächer schlägt — sie verstehet die Kunst nicht, Keuschheit zu heucheln, auswendig gelernte Sittensprüche herzupapeln, oder ohne Gefühl romanmäßig zu seufzen. — Auch weiß sie nicht, einem ehrlichen Manne Liebe vorzulügen, indeß sie mit einem andern liebäugelt, und einem dritten die Hand drükt — sie wird auch ihrem künftigen Gemahl nicht Täubchen und Herzchen zurufen, wenn er sie in einem Liebeshandel ertappt — — — sie trägt keine Dolche

und kein Gift bei sich, — um im Falle der Noth sich — nicht zu ermorden. — Von allen diesen erhabenen Eigenschaften hat sie nicht die geringste. — Liebe Mutter! sie hat weiter nichts, als ein Herz — aber ein Herz, dessen leisestes Gefühl mehr werth ist, als eine ganze Bibliothek gelogener Romanen — und darum wird sie meine Frau. —

Königin.

Frau! — Königin — was! eines Grafen Tochter die Gemahlin des großen Schweden Königs? —

Gustav.

Sie ist die erste Gräfin nicht, die an der Seite eines schwedischen Königs tronte — — und was wollen sie sagen, ist die Familie Wasa älter, als die der Brahe! — ist ihr Vater ein wenig edler Mann, als unser Anherr? wie manches Königreich würde sich glüklich schätzen, so einen Mann, wie Brahe ist, als seinen König zu verehren — — hat diese junge Gräfin nicht alle Tugenden, die eine Königin nur zieren können. — Geht! holt in ganz Europa alle Königstöchter her, zieret sie mit Kronen, Purpur, mit Gold und Edelsteinen aus — ich will dann

an der Seite meiner Brahe auftreten, und sie sollen gegen ihr überstehen, wie flitternde Theaterpuppen.

Königin.

Sohn! ihre Schwärmereien gehen zu weit; — ich will nicht ferner ihre Mutter seyn, diese Brüste, so sie genährt, will ich zerfleischen, diesen Leib will ich verfluchen, wenn er nicht einen Heldenkönig soll getragen haben. — Wie! ich sollte einen Prinzen geboren haben, ausgerüstet mit allen Gaben eines Helden, umgeben von einer tapferen Nation, aufgefodert von Ehre, Pflicht, Vaterland und Religion, und dieser Prinz soll grade auf dem entscheidenden Punkte blos durch eine unselige Leidenschaft gefesselt wie ein arkadischer Schäfer dasitzen und seufzen, indeß die Feinde triumphiren, und seine Länder nehmen, — indeß der stolzen Ferdinande Ländergier schon an den Stufen seines Trones lekt, und stündlich droht, ihn zu verschlingen.

Gustav.

O Himmel!

Königin.

Verzeihet die Heftigkeit der Königin und Mutter — daran müßt ihr das Blut erkennen, was in eueren Adern wallt.

Gustav.

O meine Mutter!

(Oxenstierna tritt auf.)

Oxenstierna.

Um's Himmels willen, was ist hier vorgefallen? so eben jagt der Herzog Franz Albert vor mir vorbei, und flucht ganz schreklich auf Ew. Majestät. Er sprach von Rache, von Zweikampf, von Schuz des Kaisers und des Reichs — — was ist geschehen!

Gustav.

Nichts — alles — o Gott!

Königin.

Sie sehen hier die traurigen Folgen ihrer Leidenschaft — bald wird die Sache mit hundert neuen Lügen in Zeitungen geschrieben stehen.

Oxenstierna.

Aber was ist denn an der Sache, wenn anders Ew. Majestät mir erlauben, zu fragen.

Gustav.

O laßt mich — o laßt's euch meine Mutter hier erzählen — ich muß in's Freie — in die Luft. —

(gehet schnell ab.)

Oxenstierna.

Unbegreiflich? was soll das seyn!

Königin.

Nein — nein! die Tollheit meines Sohnes gehet zu weit — eine elende Gräfin soll ferner nicht ihm seinen Kopf und unser Reich verwirren.

Oxenstierna.

Aber was ist denn neues hier vorgefallen?

Königin.

Hört nur — vor kurzem traten wir — der König, mein Sohn, und ich in dieses Zimmer, und fanden da den Herzog Franz Albert auf den Knien vor der Gräfin. Zudringlich war der Herzog, das ist wahr: allein der König nahm dies alles so übel auf, daß er im größten Grimme auf den Herzog zusprang, und ihm eine Ohrfeige gab.

Oxenstierna.

Ist's möglich — —

Königin.

Sie hätten sich auch vermuthlich geschlagen, wär' ich in's Mittel nicht getreten.

Oxenstierna.

Die Sachen fangen in der That an, täglich bedenklicher zu werden. Der König sollte sich jezt bald an der Spitze seiner Truppen mit dem Kaiser schlagen, nicht wegen einer Liebe mit dem Herzog. Auch könnte dieser Herzog durch sein Geschwäz unserem König in Teutschland viele Feinde machen. — Ich find' es klug, ihn schleunig zu besänftigen.

Königin.

Ja, thuet das, lieber Kanzler, und jezt gleich: versöhnt beide miteinander — ich erwart' euch dann in meinem Kabinete. (im Abgehen) O Muttersorge! doppelt schwer bist du, wenn du für Kinder, so Kronen tragen, wachest.

(Sie gehet in ihr Kabinet.)

Oxenstierna.

Nun, Kopf! thue deine Schuldigkeit.

(Nach einer Weile treten die Reichsräthe Sparr und Horn auf.)

Horn.

Guten Morgen, Herr Kanzler! wir haben üble Neuigkeiten gehört.

Oxenstierna.

Dergleichen ist jetzo nichts seltenes.

Sparr.

Wie, ist es wahr!

Oxenstierna.

Was meinet ihr!

Sparr.

Hat sich der König mit dem Herzoge geschlagen?

Oxenstierna.

Was doch die Zunge des Hofes so geschäftig ist, sie weiß gleich einem geschikten Schattenspieler aus einer Maus] einen Elephanten zu machen.

Horn.

Desto besser, wenn's nicht so ist.

Oxenstierna.

Ganz leer ist dann doch die Sache nicht.

Sparr.

Wie!

Oxenstierna.

Es hätte wirklich Verdrüßlichkeiten absetzen können, wenn die Königin nicht ins Mittel getreten wäre. Indessen, meine Herren, ist es unsere Schuldigkeit, alles anzuwenden, um die Sachen ganz wieder in ihr altes Gleis zu bringen.

Sparr.

Die junge Gräfin, die junge Gräfin.

Oxenstierna.

Ich hoffe, es soll noch gut gehen.

Horn.

Aber die Feinde — der Kaiser

Oxenstierna.

Nur Gedult —

Sparr.

Da kömmt sie ja, und der Vater.

Oxenstierna.

Desto besser.

(Der alte Brahe mit seiner Tochter an der Hand treten auf — die Gräfin bleibt in Schwermuth versenkt im Hintergrunde stehen, der Alte tritt hervor.)

Oxenstierna.

Ihr kommt jezt wie gerufen her.

Brahe.

Komm' ich?

Oxenstierna.

Wir haben eueren Rath, doch mehr noch euere That vonnöthen.

Brahe.

Schon gut, was ist die Sache!

Oxenstierna.

Ihr wißt als Staatsmann, der in den Geschäften grau geworden, die Lage unseres Reiches und Europens. Mit Pohlen und Rußland könnten wir mit Ehre wohl noch fertig werden: allein ein neuer Feind droht uns, und der ist wohl der fürchterlichste von allen — Ferdinand —

Brahe.

Das weiß ich leider nur zu viel — was weiter.

Oxenstierna.

Diesen Ferdinand und seine Henkersknechte von uns und unsern Brüdern abzuhalten, sollte jezt des Königs erste Sorge seyn.

Brahe.

Freilich sollte es.

Oxenstierna.

Davon hält nun den König etwas ab. —

Brahe (heftig).

Ich weiß schon alles, was ihr sagen wollt — nur keine Umwege. — Nicht wahr! von diesem Mädchen ist die Rede.

Oxenstierna.

Wie! ihr wißt schon alles?

Brahe.

Sie selbst hat mir es schon gesagt.—

Sparr.

Sie selbst —

Brahe.

Ja — ja, nur weiter.

Oxenstierna.

Ihr werdet unsere Meinung schon errathen. — Guter Greis — alle Schweden und wir selbst würden gerne eine solche Dame für ihre Königin erkennen: denn kein Frauenzimmer in ganz Schweden, ohne Schmeichelei gesagt, ist würdiger, den Tron mit unserem Könige zu theilen, als eure Tochter; allein ihr seid ein alter weiser Mann, erfahren in der Welt und ihren Händeln, wißt ja selber wohl, daß Könige nicht nach der Neigung ihres Herzens, sondern dem Interesse ihrer Staaten gemäß sich nur verehlichen dürfen — zumal —

Brahe.

Ich weiß schon alles, was ihr sagen wollt — meine Tochter kann und will nicht Schwedens Königin werden.

Horn.

O rechtschaffener Mann!

Sparr.

Giebt's noch ein größerer Patriot in ganz Schweden?

Oxenstierna.

Ihr gebt uns neues Leben wieder, liebster Graf! für diesen Dienst, den ihr dem Vaterlande und dem Könige leisten wollt, soll euch und euerer Tochter noch der schönste Lohn werden.

Brahe.

Den Lohn werden wir uns selber geben. — Wär' es mir mehr um eine Krone für meine Tochter, als um das Vaterland zu thun; so sollte weder die Königin, noch ihr Herr Kanzler, ja ganz Schweden nicht im Stande seyn, mein Kind vom Trone und vom Bette Gustavs zu verdrängen. — — Doch hier ist nur mein Lohn (auf's Herz deutend). Fürchten sie nichts, meine Tochter soll Schwedens Königin nicht werden.

Sparr.

O edler, braver Mann!

Oxenstierna.

Ich fühle ganz die große That, so ihr jezt üben wollt, edler Graf! allein ich glaube doch,

man müßte jezt sowohl mit euerer Tochter, als mit dem Könige, nicht so rasch und schnell zu Werke gehen. —

Horn.

Glaubt ihr wohl im Stande zu seyn, den König von seinem Entschlusse abzubringen.

Brahe (in Gedanken).

Ich glaube, ja. —

Sparr.

Aber durch was für Mittel?

Brahe.

Das weiß ich eben jezt noch nicht — doch so — oder so — gleichviel — sie kann nun einmal Schwedens Königin nicht werden.

Oxenstierna.

Nur behutsam.

Horn.

Wenn aber der König sie nun einmal doch besitzen wollte — was da für Mittel?

Sparr.

Ja, die Mittel.

Brahe (wirft seinen Handschuh auf die Erde).

Wer in ganz Schweden will mir oder der Ehre meiner Tochter etwas anhaben, der heb' den Handschuh auf. —

Sparr.

Um Gottes willen! wo denkt ihr hin. —

Oxenstierna.

Nur ruhig, lieber Graf — wer wird an so was denken.

Horn.

Ihr seid ein edler Mann, ruhig — nur ruhig. —

Brahe.

So laßt mich endlich doch einmal mit euerer Zudringlichkeit mit Frieden, und bringt mich nicht auf's äusserste — hab ich denn noch nicht genug gethan — sie kann und soll ja euere Königin nicht werden. — Laßt mich jezt mit meiner Tochter allein — und ruft den König und die Königin, seine Mutter, hieher. —

(Sie gehen ab.)

O barmherziger Gott! nun gieb mir Jephtas Stärke, daß ich so, wie dieser unglükliche Va-

ter, schlachten kann. — — (Er siehet seine Tochter an.) Das gute Lamm, wie sanft es da stehet, und ich, ihr Vater, soll sie schlachten. — O Gott! nimm diesen Kelch von mir — nein, nein — deine Religion erfodert's — ich gehorche.

Gräfin.

O mein Vater!

Brahe.

Nun standhaft, liebes Kind, und ruhig — thue nun, was ich dir sagte, und du mir auch versprachst zu thuen. Hier in seiner Gegenwart, vor seiner Mutter bitte den König, wenn er kömmt, dir zu entsagen, und sich allein des Vaterlandes und unserer verfolgten Brüder anzunehmen, so seine Hilfe fodern.

Gräfin.

O Gott! mit jedem Schritte, den ich näher trete, wird es mir immer schwerer, dies zu thuen.

Brahe.

Bedenke doch, mein Kind, welches Unglük diese Liebe noch stiften kann. Königin wirst du doch niemals werden, ohne alles am Hofe und

auch vielleicht im Reiche zu verwirren — was bleibt dir denn noch übrig — seine Buhlerin zu seyn.

Gräfin.

O Himmel!

Brahe.

Drum, liebes Mädchen! thue, was ich dir angepriesen, gieb mir in meinen alten Tagen meine Ruhe, und den König seinem Reiche wieder.

Gräfin.

O liebster Vater! ich kann ihn nicht verlassen.

Brahe.

Du kannst nicht — wohlan! so fülle dein Vaterland mit Unruh oder gar mit Blut — laß die Religion vertilgen, laß dich und mich und unseren alten edlen Stamm beschimpfen, oder gar verfluchen; und schwinge dich denn auf den Tron, unter dem dein alter grauer Vater begraben liegt.

Gräfin.

Halten sie inne, mein Vater; sie tödten mich sonst auf der Stelle — ich will ja keinen Tron, nur Liebe, Liebe.

Brahe.

So, nur Liebe — willst neben einer Königin nur des Königs Dirne werden. — Geh', du bist meine Tochter nicht.

Gräfin.

O still, mein Vater! sie brechen mir das Herz entzwei — ich will ja alles thuen.

Brahe.

Willst du, mein Kind?

Gräfin.

Ach — — alles — was — ich kann.

Brahe.

So kenn' ich meine Tochter wieder. — (Er umfaßt sie.) Komm her, liebste Tochter! an dieses väterliche Herz, — so, so wollen wir zusammenleben. — Laß alles fahren, liebes Kind — den König, die Krone und diesen Hof — der Großen Gunst ist doch nur wandelbar,

wie ihre Liebe und ihre Laune — aber hier dieses Vaterherz bleibt dir ewig. — Horch, es kömmt jemand — ja, wie ich glaube, ist's der König. — (Die Gräfin fällt auf dieses Wort ohnmächtig in seine Arme.) Barmherziger Gott! Hilfe! o mein Kind! meine Tochter!

(Der] König — Oxenstierna — Horn und Sparr auf der einen, die Königin auf der anderen Seite her.)

Königin.

Wie! was giebt's hier!

Gustav.

O Himmel! meine Brahe — —

Oxenstierna.

Ein neues Unglük. —

Sparr.

Was ist das?

Horn.

Seltsam!

(Der König will auf die Gräfin zulaufen.)

Brahe.

Zurük, Sir — dies sei nun ein Heiligthum für sie. — — Ihr Großen könnt arme Mädchen durch euere Liebe nur zu Dirnen oder solchen Schlachtopfern machen. — — In dieser Stellung bittet meine Tochter Ew. Majestät, von ihr jezt abzulassen, und sich nur ihres Reiches und der gedrükten Menschheit anzunehmen.

(Die Gräfin kömmt wieder zu sich — erblikt den König, und sinkt von neuem in ihres Vaters Arme — alles stehet betroffen da.)

Gräfin.

Ach!

Brahe.

O meine Tochter! (Der König will noch einmal auf die Gräfin zu.) — Zurük — wenn dies ein schwaches Mädchen unternimmt, was soll ein Mann, was soll ein König thuen!

Gustav (in Bewegung).

Halt, alter Starrkopf! das ist dein Werk — (er drängt sich zu) noch einen Kuß — den lezten — (er küßt sie) die Bitte sei ihr dann gewährt.

(Gustav siehet die Gräfin mit rührendem Blicke an. Der alte Brahe hebt die thränenvollen Augen gegen Himmel, — dann lauft der König mit starken Schritten fort. — Die Gräfin strekt die Arme nach ihm hin. Die Königin Mutter und die anderen stehen starr mit gefalteten Händen da.)

Oxenstierna.

Welch ein Opfer!

Vierter Gesang.

Nach diesem herzerschütternden Auftritte zog sich die junge Gräfin von ihrem strengen Vater bewacht in stille Einsamkeit zurük, um den Verlust ihrer Liebe zu beklagen; und Gustav Adolph that sich alle Gewalt an, sie zu vergessen. Er trieb deswegen die Statsgeschäfte desto eifriger, und mischte sich nun mit Ernst in Teutschlands Angelegenheiten. Der Kaiser hatte beinahe alle Fürsten des Reiches gedemüthiget; selbst die Hülfe des Königs von Dännemark niedergeschlagen, und stand schon auf dem Punkte, unumschränkter Despot in Teutschland zu werden. Zu Lübek wurde darob ein Kongreß gehalten zwischen den Gesandten des Kaisers und des Königs von Dännemark, um einen Frieden zu schließen, der Teutschlands Sklaverei auf ewig versiegeln sollte. Diese Zusammenkunft war zu wichtig für das Interesse des schwedischen Hofes, als daß er nicht darauf merken, und ein Wort dazu sprechen sollte. Gustav Adolph schikte deswegen seine Gesandten dahin, um den kriegführenden Mächten seine Vermittelung anzutragen: allein

diese Gesandtschaft wurde nicht nur nicht angenommen, sondern gar auf die schändlichste Art beschimpfet.

Indessen rüstete sich Gustav zum Kriege, und erwartete den Ausgang dieses politischen Spieles. Tag und Nacht war er izt beschäftiget. — Er übte beständig seine Truppen, und nur selten widmete er ein Stündchen der Ruhe und dem Vergnügen.

So stunden die Sachen, als der beleidigte Herzog von Lauenburg nur auf Rache denkend den abscheulichen Gedanken faßte, zum Kaiser überzugehen, und demselben die Geheimnisse des schwedischen Hofes, wovon er im vertrauten Umgange mit den vornehmsten Personen desselben viel erlauert hatte, zu verrathen. Der König wollte sich eben in seinem Garten ein Ruheplätzchen suchen, und ein wenig des süßen Schlafes genießen, als der Herzog ihn suchte, und ehe er kam, in folgende Worte ausbrach':

Lauenburg.

Hier herum soll der König seyn. — Ich muß fort von hier, — an diesem Hofe halt ich's nicht länger aus — so beschimpft kann ich nicht mehr herumgehen — bald redet kein Cavalier oder Offizier mehr mit mir — aber Rache muß

ich haben — volle grimmige Rache. — Ha! Gustav! den Schimpf, so du mir anthatest, will ich mit dem Blute vieler tausend Schweden abwaschen — die Zeit der Rache nahet heran — fort muß ich — morgen schon — zu Ferdinanden und der deutschen Liga will ich gehen — dort will ich dir ein schweres Wetter über den Kopf führen, daß sich dein Bischen Königreich um und um kehren soll. — Ja! ja! ich kenne deine Geheimnisse — ich kenne die Stärke deiner Truppen, und deinen Schuz — die Fürsten will ich aufhetzen — als einen Fürstenschänder will ich dich abmalen — warte nur — die Ohrfeige soll dir theuer zu stehen kommen. — Fort muß ich — auf den Flügeln der Rache getragen — ich will mich hier in der Nähe halten, und sobald er kömmt, mich beurlauben.

(Der König kömmt.)

Gustav.

Wie geht's, lieber Vetter!

Lauenburg.

Ich komme, mich von Ew. Majestät zu beurlauben; ich will morgen noch nach Teutschland.

Gustav.

Wie! von hier weg — und warum so schnell? —

Lauenburg.

— Nach dem, was zwischen Ew. Majestät und mir vorgefallen, kann ich nicht mehr länger hier bleiben.

Gustav.

Und warum nicht, lieber Vetter! Laßt uns doch diesen Handel ganz in Vergessenheit begraben — denkt, wir beide hätten zusammen in einem Bette geschlafen, und ich hätte im Traume nach euch geschlagen.

Lauenburg.

O gern' wollt' ich alles vergessen, wenn's niemand wüste, als wir beide: allein es ist ein Hofmärchen geworden, und der geringste Landjunker an ihrem Hofe siehet mich beinahe mit einem verächtlichen Blicke an.

Gustav.

Wie! wer wagt's, euch ferner was in Weg zu legen, da wir uns die Hände geben, und freundschaftlich uns die Hände drücken.

Lauenburg.

Dies alles ist wohl wahr und gut; allein ich kann nun einmal länger nicht mehr bleiben. Ew. Majestät kennen ja selbst das kizliche Ding Point d'honneur — ich schäme mich sogar vor den leblosen Bildern ihres Pallastes — ich meine, die Steine rufen mir zu: deine Ehre ist beleidigt.

Gustav.

Aber nach unserer beiderseitigen Erklärung — so was hebt ja allen Ehrenpunkt nach den strengsten Gesetzen der Ehre und Ritterschaft auf.

Lauenburg.

Ich bitte, lassen sie mich wandern.

Gustav.

Nur noch eine Woche.

Lauenburg.

Keinen Tag länger, ich muß — leben Ew. Majestät wohl. — Ich danke ihnen für die mir an ihrem Hofe erzeugte Freundschaft und Gnade — behalten sie mich ferner in Gnade.

Gustav.

Also ist es euch wirklich Ernst — nun so sei's dann — lebt wohl, liebster Vetter (er küßt ihn) o möchte euch doch dieser Kuß, der wahrhaft aus diesem Herzen kömmt, möcht' er euch doch sagen, wie sehr es euch liebt, und wie sehr es ihm leid thut, daß jemals solche Händel zwischen uns vorgegangen sind.

Lauenburg (scheint zu weinen).

Diese Thränen sollen für mich reden. — Leben sie wohl.

Gustav.

Lebt wohl — es ist mir doch leid um ihn: er hat ein flatterhaftes aber doch kein böses Herz.

(Nach einer Pause.)

Hier im Kühlen muß ich Ruhe suchen — ist doch, so lange ich den Krieg beschlossen habe, kein rechter Schlaf über meine Augen gekommen. — (er sezt sich in eine Laube.) O wie ruhig und vergnügt könnte ich seyn, wenn ich ein Gärtners- oder Hirtenjunge wäre, und hier in dieser Laube nach meiner Tagarbeit an der Seite meines Mädchens einschlief. — Nein, nein! dies Glük ist nicht für mich bestimmt. — Un-

ter dem Tronhimmel läßt sich's so nicht schlafen — hundert Sorgen necken mir den süßen Schlaf hinweg — und der Schall der Trommeln und Kanonen wekt mich stündlich aus dem Schlummer. — Lebt wohl, ihr frohen Tage meiner Jugend! — lebt wohl, ihr schönen Spielpläze meiner Knabenfreude! — lebt wohl, ihr Hügel, hinter welchen ich so oft die göttlich aufgehende Sonne begrüßte! — und du, meine Brahe! — o Gott! — ich soll diese Welt, die ich als eine Braut an meinen Busen drücken wollte, nicht anders betrachten, als ein Seeungeheuer. — O Krone! wie viel Uibel ist aus dir hervorgequollen, seitdem die Menschen in deinem engen Raum ihre Gewalt zusammengepreßt haben — die Begebenheiten des weiten Erdkreises entwickeln sich in einem Zirkel, den ich mit meiner Hand umspannen kann — müde bin ich — äusserst müde — und doch noch keinen Schlaf — ich will an nichts mehr denken — ja könnt ich's — ich will meine Regimenter zählen, vielleicht wiegt mich dieses ein — Regiment Banner — Regiment Teufel — Regiment Hall — Axel Lilien — Horn — Kallenbach — Baudissin — Leibregiment (er gähnt) Vizthum — Horn — Banner — Teufel — Leib – – regiment — Banner — Horn (er schläft ein.)

Gustav (im Traume).

Richtet euch — Marsch — — — auf Ferdinand — — Teutschland — — — —

(Die Gräfin Brahe singt in der Ferne.)

Alle Vögel und Thiere umher
sind jezt im frohen Liebesgenusse.
Alles ist in der Welt jezt gepar't,
und fühlt sich doppelt im Kusse.
Doch du siz'st allein, und quälest dich ab,
sinkst ohne Gattin hin in's Grab.

(Die Gräfin tritt mit schmachtendem abgezehrtem Gesichte auf — sie pflükt Blumen umher.)

Gräfin (indem sie eine halbentblätterte Rose siehet).

Du, liebes Röschen! bist du auch bald entblättert? — gelt! deine Schönheit hat nicht lange gewährt — ja, ja, du mußt auch abfallen — wir müssen alle abfallen — du dauerst mich, armes Röschen! hast du doch nicht einmal an dem Busen eines Freundes gehangen. — O Gott — und das hab ich. — Adjeu, liebe Schwester — — bald — bald sind wir fertig. — — — (Sie will gehen, und wird Gustaven gewahr. Sie sinkt zusammen, und erhält sich noch an einem Geländer.) Allmächtiger Gott! —

schläft er? — — ist's sein Geist? — er schläft — — o so gut schläft er — wie sanft müßte er an meinem Busen geschlafen haben. — So nahe bei ihm — noch bei ihm — und, o Himmel! ich hab ihn nicht — bald gehet er fort — nach Teutschland — dem Tode entgegen — ewig — ewig fort. — O gehe du nur hin in den Tod — ich folge dir bald nach. (Sie tritt näher.) O ich muß ihn doch noch einmal wieder sehen — zum leztenmale. — Hier liegt er — Gott! Gott! so wird er bald im Grabe liegen. — Warte, liebster Freund — ich will dich mit Blumen bestreuen (sie pflükt ihre Blumen über ihn). Da — da — für mich bist du doch gestorben — (sie siehet ihn gerührt an). Ich armes Mädchen muß dich verlieren. — — —

Gustav (im Traume).

Teutschland — Teutschland — —

Gräfin.

Barmherziger Gott! helfe mir — helfe mir.

Gustav (strekt im Traume seine Arme aus).

Ich helfe — helfe.

Gräfin.

Leb wohl — ewig — ewig.

Gustav (strekt seine Arme aus im Traume).

Ich komme — komme. —

(Der alte Brahe kömmt — die Gräfin sinkt zusammen, der Alte trägt sie hastig weg, sie und Gustav im Traume strecken ihre Arme gegeneinander aus.)

Gustav (nach einer Pause im Traume).

Ich komme — komme — (er wacht auf und siehet sich um). Wie? wär's ein Traumgesicht? — was für eine Gestalt rief mich nach Teutschland? — he! niemand hier — schreklich — schreklich — sei's Traum! sei's Ahndung — ich komme — —

(Oxenstierna und der alte Brahe mit andern Reichsräthen treten auf.)

Oxenstierna.

Verzeihen Ew. Majestät! wenn wir sie stören — so eben erhalten wir Nachricht vom Kongresse zu Lübek.

Gustav.

Was ist vorgefallen — sagt, was ist vorgefallen — es muß was vorgefallen seyn.

Der alte Brahe.

Alles! alles! — es fodert Rache — die Beleidigung ist auf's äusserste gekommen. —

Gustav.

O redlicher alter Mann — sagt — was ist es — ich will rächen.

Oxenstierna.

O es ist abscheulich — hier lesen sie den Bericht von Salvius. — Nicht genug, daß man Ew. Majestät Gesandten nicht zum Kongresse annehmen wollte, — nicht genug, daß der Kaiser den königlichen Titel versagt, und sie nur einen Schneekönig schändet, man bedrohte sogar die schwedischen Gesandten, ja man bot dem Lehnhausen, so man vordersamst nach Lübek schikte, sogar Schläge an (*).

Gustav.

Was! Schläge! Schläge! seid ihr toll. —

Oxenstierna.

Hier lesen Ew. Majestät selbsten den abscheulichen Hergang.

Gustav (liest).

Träume ich denn noch — (er liest weiter, und zittert vor Zorn) Abscheulich! abscheulich! (wirft

(*) Ogerii itinerarium p.237. Wicquefort.P.I.p.219.

den Brief auf die Erde.) Nun so sei's denn zum Kriege geblasen — weiter soll die abscheuliche Tirannei nicht umgreifen. — Geht — geht — gebt Befehle — die Armee soll sich marschfertig halten. — — Was! meine Gesandten zu beschimpfen, mich — mich vom Friedenskongresse auszustoßen — warte nur, stolzer Ferdinand! das soll dir theuer zu stehen kommen. Ich will nicht König der Schweden seyn, meine Krone soll zu einer Schellenkappe und mein Zepter zu einer Ruthe werden, womit man mich peitsche, wenn ich nicht dieses Ferdinandchen so klein machen will, daß er sich unter den Schurz einer alten Frau verkriechen muß. — Auf ihr Schweden — nun ist es Zeit, euere Tapferkeit zu zeigen. — — Höre mich, Gott im Himmel — kein Schlaf komme über meine Augen — wie einen Tellerlecker laß mich unter Ferdinands Füßen kriechen, wenn ich nicht dieser östreichischen Hydra die Köpfe alle abschlage, und bis auf den Rumpf abbrenne.

Indessen wurde die Macht des Kaisers täglich fürchterlicher, und die Härte und der Stolz seiner Diener unerträglich. Besonders zeichnete sich jezt Wallenstein aus. Sein hochmüthiges Wesen

Wesen beleidigte sogar des Kaisers Freunde und Bundesgenossene. Man drang darob auf dem Fürstentage zu Regensburg einmüthig auf die Entlassung dieses fürchterlichen und stolzen Mannes, und der Kaiser willigte auch endlich darein. Allein es unterstand sich Ferdinand denn doch nicht, diesen großen General so grade weg zu entfernen. Er bediente sich deswegen eines gewissen Battista Seni, welchen Wallenstein immer bei sich hatte, und dessen Wahrsagereien er einen kindischen Glauben beimaß. Dieser Charlatan war eben mit seinen Träumereien beschäftigt, als des Kaisers Abgesandte sich bei ihm anmeldeten, um ihn durch Bestechungen dahin zu bringen, daß er seinen Herrn zu der Entlassung vorbereiten möge. Er saß in einem halbdunkeln Zimmer, ober ihm hiengen ausgestopfte Krokodillen und Schildkröten, — hier grinzte einem ein Todtenkopf und ein Geripp entgegen — dort wallten in langen Ringen Schlangen und Eidexen in Gläsern — auf dem Tische stunden Himmelskugeln und Schmelztiegel — und überall umher lagen Bücher — Himmelszeichen — Rezepte — Seherohr und cabbalistische Zahlen.

Seni (am Tische sitzend).

Ja den Stein der Weisen muß ich noch finden, und sollte ich bei Gott Vater in die Werkstätte kriechen, und seine Geheimnisse herausstehlen. (Er zählt an den Fingern.) Materia prima, das ist das erste — das theilet sich in Naturschwefel und Natursäure — diese machen mit materia prima drei aus — aus eins hab ich also drei — drei — drei! wahrhaftig die große Grundzahl — diesen Grundkörpern stehet über materia prima metallorum — daraus gelbe Metalle und weisse Metalle. A gelbe Metalle. Sie theilen sich in α Messing β Kupfer γ Gold — das ist eine Reihe — jezt B weisse Metalle, sie theilen sich in α Blei β Zinn oder Merkurius 2c. 2c. und γ Silber. Auf jeder Seite hab ich wieder drei — so zusammen sechs — machen mit materia prima die heilige Zahl sieben. — — Ich hab's, ich hab's. (springt auf.) Nun kann Pytagoras und Theophrastus Parazelsus bei mir in Schule gehen.

(Es kömmt ein Bedienter.)

Bedienter.

Es haben sich zwei fremde Gelehrte gemeldet, dem Herrn Professor aufzuwarten.

Seni.

Fremde Gelehrte — fremde Gelehrte? wer sind sie — wie ist ihr Name?

Bedienter.

Ja, Herr Professor! wenn sie mich auf die Folter spannen, so kann ich ihren Namen nicht herausbringen — sie sind so lange, wie die Allerheiligen Litanei — der eine heißt Bumbaxli — Quaquaxlibus — ich weiß wahrhaftig nicht mehr.

Seni.

Bumbaxli — Quaquaxli — bus — davon habe ich doch im indice virorum illustrium noch nichts gehöret. Es werden vielleicht sinesische Mandarinen, oder indianische Braminen, oder persische Magier seyn.

Bedienter.

Ja, sie sehen so recht magenmäßig aus — sie sind in lange Mäntel eingehüllt, haben so kuriöse Hüte auf — sie sehen so recht Teufelskünstlern gleich.

Seni.

Schurke! es sind Gelehrte aus Morgenland — Weise — magi. —

Bedienter.

Sie haben aber keinen Stern bei sich, sondern nur eine kleine Handlaterne.

Seni.

Laß sie nur kommen.

(Bedienter gehet ab.)

Seni (sezt seine Perücke auf).

Wer sie doch seyn mögen. — Mein Ruhm ist schon in die weite Welt erschollen, gewiß sind es morgenländische Magi. — Ah! sie kommen schon (er ziehet in Eile statt seines Rocks ein Zauberkleid mit magischen Figuren bemalt an.)

(Questenberg und Werdenberg treten auf — sie sind in lange Mäntel eingehüllt.)

Questenberg.

Sie werden verzeihen, mein Herr! daß wir sie in ihren gelehrten Arbeiten stören: allein die Neugierde, einen so berühmten Mann zu sehen, war bei uns zu stark, als daß wir uns davon hätten abhalten lassen sollen.

Seni.

Ich mache mir eine Ehre und Vergnügen daraus, mit so würdigen und gelehrten Männern in Bekanntschaft zu kommen.

Werdenberg.

Wir sind jezt beinahe schon ganz Europa durchreist, haben alle gelehrte und berühmte Män-

ner besucht, und zu gleicher Zeit die berühmtesten Kunst- und Naturalienkabinette besehen — — nun haben wir von keiner Sammlung seltener Natursachen so viel wunderbares gehöret, als von der ihrigen; wenn sie nun die Güte haben wollten, uns etwas davon zu zeigen, so würden sie uns ausserordentlich verbinden.

Seni.

Von Herzen gerne — aber die Herren werden selbst wohl wissen, jeder Künstler und Alchymist hat so seine mysteria.

Questenberg.

Der Schöpfer und große Künstler des Weltalls läßt uns ja auch seine Werke sehen, ohne daß wir seine Geheimnisse und die endlichen Ursachen verstehen. Ein Profaner wird nie in ihre mysteria eindringen können.

Seni.

In hoc sensu haben sie Recht. — Wollen sie sich bemühen, hieher näher zu treten. (Er holt einen magischen Spiegel.) Sehen sie, meine Herren! in diesem magischen Spiegel will ich ihnen, wenn sie's haben wollen, verstorbene Geister in ihrer natürlichen Gestalt zeigen. Wollen sie den

Pytagoras — den Parazelsus sehen, sogleich soll er vor ihnen stehen.

Werdenberg.

Damit verschonen sie uns, mein Herr! sie würden uns erschrecken — wir Profanen sind nur gewöhnt, mit Lebendigen umzugehen.

Seni.

Das glaub' ich, das glaub' ich. — Nun also was anders. — Sehen sie diese] Sphäre.

Questenberg.

Die kenne ich — als ich die Geographie lernte.

Seni.

Aber eine solche werden sie nie gesehen haben. Es ist meine eigene Invention — denn sie zeigt zu gleicher Zeit den Einfluß der Gestirne auf unsere Erde. — Wollen sie sehen, obs Krieg oder Frieden giebt, ob die Kaiserlichen oder Schweden gewinnen, ob die Kaiserin mit einem Prinzen oder Prinzeßin niederkömmt, ob der Schweif des fürchterlichen Komets Hunger, Pest oder Krieg bedeutet, ob sie in der Ehe glüklich sind oder nicht, alles dieses zeigt diese künstliche Maschine.

Questenberg.

Darauf sind wir eben nicht so neugierig; aber Herr Professor! was der Kurfürstentag zu Regensburg beschlossen hat, das möchten wir wohl gerne wissen.

Seni.

Pst! Pst! das gehet meinem Herrn, dem Herzog von Friedland, zu nahe an — da darf ich nicht aus der Schule schwätzen.

(Beide Gesandte sehen einander lächelnd an.)

Werdenberg.

Aber was ist in diesem Schmelztiegel, Herr Professor! das glänzt ja wie lauter Gold.

Seni.

Pst! Pst! arcana — das sind arcana.

Werdenberg.

Sie sind ein großer Alchymist. — Ich glaube wohl, sie suchen den Stein der Weisen — die große Goldtinktur.

Seni.

Pst! Pst! hätten sie auch wohl einige Wissenschaft davon.

Questenberg.

Auf eine übernatürliche Art wohl nicht; aber auf eine natürliche wüste ich wohl, wo ein Stük vom Stein der Weisheit zu finden wäre.

Seni.

Wie so — sagen sie an — gleichviel naturali vel supernaturali modo — dann sehen sie, die magia theilet sich in drei Zweige: *A* magia naturalis — *B* magia artificialis — *C* magia diabolica.

Questenberg.

Von allen diesen teuflichen und unteuflischen Magien verstehen wir nichts. — Der Stein der Weisen, den ich meine, ist des Kaisers Schaz und Gnade.

Seni.

Allerdings! allerdings! das ist magia imperatoria — ha! ha! ha!

Questenberg.

Ja! ja! und wenn sie ein Stük von diesem Steine der Weisen verdienen wollen, so können sie's.

Seni.

Ei! ei! ei! wie so, wie so! warum nicht.

Questenberg.

Kurz und gut, Herr Professor! wir sind eigentlich keine Gelehrte in ihrem Verstande, sondern wir sind kaiserliche geheimde Räthe, welche von Sr. Majestät den Auftrag haben, ihnen hier dieses Stük vom Stein der Weisen zukommen zu lassen, (er holt eine Geldbörse aus dem Sack) wenn sie dem Kaiser ein wenig mit ihrer Kunst behülflich seyn wollen.

Seni (diese Börse betrachtend).

Ei! ei! warum nicht! wer kann dem Kaiser widerstehen — was ich thuen kann, stehet Sr. Majestät zu Befehl. —

Questenberg.

Sehen sie, der Kaiser weiß, daß sie viel durch ihre Kunst über ihren Herrn vermögen.

Seni.

Sie haben viele Gnade für mich; sie schreiben mir das zu, was die Gestirne thuen — es ist alles Einfluß der Gestirne.

Questenberg.

Das gilt gleich — das goldene glänzende Gestirn hier könnte doch auch viel Einfluß haben.

Seni.

Ei! ei! Herr geheimder Rath!

Questenberg.

Genug hievon — sie wollen doch —

Seni.

Was stehet Sr. Majestät zu Befehl.

Questenberg.

Die Kurfürsten zu Regensburg haben den Kaiser dahin bewogen, daß er, falls er auf ihren Beistand zählen will, einen Theil seiner Truppen und sogar seinen geschiktesten General, den Herzog, ihren Herrn, entlassen muß. —

Seni.

Bei allen Zeichen des Himmels! nun gehet mir ein Licht auf — das bedeutet die neuliche Eklipse.

Werdenberg.

Lassen sie jezt den Himmel und seine Zeichen, und geben sie acht, was sie thuen sollen.

Seni.

Ich höre mit allen Ohren.

Questenberg.

Sie werden nun selbst denken können, daß ein solcher Entschluß des Kaisers und des Reichs dem Herzoge, ihrem Herrn, ausserordentlich mißfallen wird — der Kaiser selbst war schwer dazu zu bringen, und er fühlt mehr als ein Mensch den Verlust eines so großen Generals — allein er muß, er kann nicht anderst. — Damit nun der Herzog etwas vorbereitet wird, und unseren Vortrag nicht so heftig aufnimmt, so müssen sie, Herr Professor, ihn einsweilen durch ihre geheime Künste und Wahrsagereien zu stellen suchen. — Wir kommen inzwischen in einer andern Gestalt wieder, und bringen ihm den Entschluß des Kaisers glimpflich bei. —

Seni.

Ich verstehe — lassen sie mich nur machen.

Questenberg.

Wollen sie!

Seni.

Wer kann da widerstehen!

Westenberg.

Nun so nehmen sie einsweilen dieses als ein Zeichen der Gnade des Kaisers; haben sie ihre Sachen gut vollendet, so kömmt noch mehr von dieser Goldtinktur.

(Er giebt ihm eine Börse.)

Seni.

Ich danke unterthänigst dem großen Ferdinandus Parazelsus! ja mit diesem arcanum kann man den Teufel selbst beschwören. — O du Gestirne aller Gestirne — mächtiger als Jupiter, älter als Saturn, geschwinder als Merkurius, und schöner als Venus. — Unter deinem Einfluß wird Krieg geführt, und Frieden geschlossen, Reiche gestiftet und zu Grunde gerichtet, — du giebst Macht, Schönheit, Weisheit, Tugend, und Kronen — du schließt den Himmel auf, und schenkst die Erde hin — du machst den Philosophen zum Narren, den ehrlichen Mann zum Schurken, und die keusche Diana zu einer Gassendirne. — Gieb du mir auch jezt Stärke und Weisheit, den großen Wallenstein zu beruhigen, und ich will alle meine globos, Schmelztiegel, Himmelszeichen, Todtenknochen, meine heilige Drei und meine heilige Sieben wegwerfen, und dir anhängen per omnia saecula saecu-

lorum amen. — Nun kommen sie, meine Herren, ich will sie zu einer hintern Thüre hinausführen, damit uns der Herzog nicht merkt.

Werdenberg.

Machen sie ihre Sachen nur gut.

Seni.

Sorgen sie nicht — wer gut schmiert, der gut fährt.

Questenberg.

Hat doch jeder Mensch einen Zwirnsfaden, wo er angebunden ist. Dieser große Wallenstein, der wie ein Gott gebietet und donnert, wird von diesem Charletan regieret. (sie gehen ab.)

(Wallenstein und der Herzog Franz Albert von Lauenburg treten auf.)

Wallenstein.

Kommen sie hieher in dieses Kabinet, hier können wir ungestörter reden. Sie sind also wirklich gesonnen, unter den siegreichen Fahnen des Kaisers zu fechten.

Lauenburg.

Ja, und die erste Probe meiner Ergebenheit für Se. Majestät den Kaiser werd ich ge-

gen die Schweden ablegen, so wirklich im Begriffe sind, dem Kaiser den Krieg anzukündigen.

Wallenstein (lacht).

Wie also: wäre es dem König in Schweden Ernst — kaum kann ich's glauben, daß es dieser Cappadozische Fürst wagen sollte, mit dem großen Cäsar anzubinden.

Lauenburg.

Indessen ist nichts gewisser — ich komme unmittelbar von Stokholm, und habe die Kriegsrüstungen mit Augen gesehen.

Wallenstein.

Sonderbar, höchst sonderbar: aber wie kömmt es, daß sie grade und jezt so schnell einen Hof verlassen, woran sie sich so lange aufgehalten, und mit dem sie bis hieher auf einem so freundschaftlichen Fuße stunden. — Sie sind Protestant, ein Anverwandter des schwedischen Monarchen, und sie wollen jezt in dieser entscheidenden Epoche zu seinem Feinde übergehen, und gar gegen ihn kämpfen.

Lauenburg.

Sie haben Recht, Mißtrauen in mich zu setzen. Allein wenn sie wüsten, wie sehr mich

dieser König beleidiget hat; so würden sie allerdings meinen Antrag für aufrichtig halten.

Wallenstein.

In der That, ich muß gestehen, daß mir diese schnelle Veränderung ihres Betragens auffällt — sie werden mir's nicht übel nehmen — in jetzigen Zeiten sind dergleichen Zopirische Stratagemen nur zu gemein.

Lauenburg.

Ich rechtfertige ganz ihre Vorsicht — so habe ich mir auch immer den klugen Wallenstein vorgestellt. Allein ich kann ihnen untrügliche Beweise von meiner aufrichtigen Ergebenheit zu dem Kaiser geben. (Er öffnet seine Brieftasche.) Sehen sie — hier ist ein genaues Verzeichniß von der ganzen schwedischen Armee — hier auf diesem Blatt ist der Zustand der königlichen Einkünfte, Ausgaben, Anleihen und Schulden bis auf einen Heller und Pfennig aufgezeichnet — hier hab ich Kopeien von Briefen der Gesandten und Höfe, woraus sie sehen können, daß man mit Frankreich, England, Holland, der Schweiz und vielen deutschen Fürsten in gutem Vernehmen stehe, — und daß bald ein Waffenstillstand zwischen Schweden und Pohlen durch

Frankreichs Vermittelung zu Stande kommen werde. — Hier haben sie sogar eigenhändige Schreiben des Königs, seiner Mutter und des Kanzlers Oxenstierna. — Wenn sich nun alles dieses nicht so verhält, wie ich's ihnen vorlege, so ächte mich der Kaiser, und schlage meinen Namen an den ersten besten Galgen.

Wallenstein (der die Papiere durchblättert).

Das sind ja wahre Schätze — herrlich — vortreflicher Fund — aber wo haben sie dies alles herbekommen — und wodurch wurden sie so sehr gegen den schwedischen Hof aufgebracht — dies alles scheint ja eine lange recht klug überdachte Rache!

Lauenburg.

Darüber fordern sie von mir keine weitere Erklärung — genug, hier haben sie Beweise, daß mir's Ernst sei, dem Kaiser zu dienen.

Wallenstein.

Sie werden sich dadurch dem Kaiser ausserordentlich verbinden. Mein Rath wäre, sie giengen selbst zu Sr. Majestät, und brächten ihm diese Papiere. Ich will ihnen einen Brief an Se. Majestät mitgeben.

Lauen-

Lauenburg.

Wollten sie das! das wäre mir sehr lieb.

Wallenstein.

Verziehen sie einen Augenblik.

(gehet ab.)

Lauenburg.

Nun ist die Stunde meiner Rache und meines Glüks gekommen. — O der Kaiser wird mich mit offenen Armen aufnehmen, mit Ehr und Schätzen überhäufen — ich werde Minister und General — dann will ich an der Spitze kaiserlicher Truppen den stolzen Schweden züchtigen. — Warte nur, du Königlein des Eises, die Ohrfeige, so du mir gabst, soll so heftig auf dich zurükprellen, daß sie dich und deinen Tron über'n Haufen werfen wird.

(Wallenstein kömmt zurük.)

Wallenstein.

Uiber der Freude bei ihren Entdeckungen hätte ich schier vergessen, diese Stücke selbst durchzulesen, wollten sie mir nicht erlauben, dieselben einige Stunden zu behalten, um das, was die Armeen betrift, mir abschreiben zu können.

Lauenburg.

Von Herzen gern. Allein sie werden wohl selbsten merken, daß dies jezt mein größter Schaz ist, den ich mithin nicht gern aus Händen gebe.

Wallenstein.

Glauben sie denn, daß ihnen das geringste von mir soll entzogen werden. Als General muß ich ja doch des Feindes Stärke kennen lernen.

Lauenburg.

Wissen sie was — ich will ihnen das, was diesen Punkt betrift, von meinem Schreiber kopiren lassen, und dann komm ich wieder, wo wir weiter sprechen können.

Wallenstein.

Und bringen auch die übrigen Papiere wieder mit.

Lauenburg.

Versteht sich.

Wallenstein.

Und bleiben dann diese Nacht bei mir.

Lauenburg.

Das wollen wir noch sehen — auf alle Fälle komm' ich wieder.

Wallenstein.

Ich fertige inzwischen einen Brief für sie an Se. Majestät den Kaiser, den ich ihnen alsdann vorlesen werde. — Dann wollen wir den eitlen Schwedenkönig züchtigen.

Lauenburg.

Die Hand darauf. — Leben Sie wohl.

(ab.)

Wallenstein.

Ein herrlicher Fund — ein herrlicher Fund. — He Seni! Seni! Battista — ha! ha! ha! — Also ist dir's wirklich Ernst, Zaunkönigle in in Schweden. — Sieh! sieh! ich hätte nicht gedacht, daß ein Fürstlein, dessen ganzer Reichthum in Eisschollen bestehet, der nur mit Schneeballen beschießen kann, es wagen würde, mit dem allmächtigen Ferdinand anzubinden — doch es komme nur das Schneekönigle in — Se. gefrorne Majestät soll an der Sonne meines Kriegsruhms zerschmelzen. — He! Seni! — O der Kaiser sollte mir nur freie Hände lassen, mit

Ruthen wollte ich diesen Zwergen und Lappenkönig wieder über's Meer peitschen. — Seni! — Seni! — es ist aber auch kein Wunder, daß sich solche Zaunkönigleín noch zulezt an den majestätischen Adler wagen. — Da sizt nun der Kaiser in Regensburg und giebt sich mit den gefürsteten Pfaffen und Erzbedienten ab, die für weiter nichts anders da sind, als ihm an der Tafel aufzuwarten, und das pater noster zu beten — er verläßt sich immer auf seine Traktaten und Politik, da er sich auf seine Armeen und Wallenstein verlassen sollte. — Ich sollte Kaiser seyn — ausziehen wollt' ich diese Fürsten, rein ausziehen, und mit ihrem altgothischen Festtagsornat meine Säle tapeziren. He! Seni!

(Seni tritt auf.)

Seni.

Was befehlen sie, gnädiger Herr!

Wallenstein.

Ich brauche deinen Rath — und den Rath der Gestirne.

Seni.

Hm! hm! die Orakel verstummen heute.

Wallenstein.

Wie! du bist Oberpostmeister in den Gestirnen, und Kabinetskourier obendrein, und willst mir nichts neues sagen.

Seni.

Heut ist kein guter Tag — böse omina zeigen sich von allen Seiten.

Wallenstein.

Wie! rede!

Seni.

Was befehlen sie!

Wallenstein.

Sag' mir, was wird aus dem Schwedenkrieg. —

Seni.

Fragen sie lieber, was man zu Regensburg beschlossen habe. —

Wallenstein.

Was gehet mich diese Reichszeremonie an. — Von den Schweden will ich was wissen.

Seni.

Lassen wir die Schweden — es haben sich andere böse Aspekten merken lassen. —

Wallenstein.

Wie! soll ich nichts von den Schweden wissen? Ich will Krieg mit deinen Gestirnen führen, und sie zur Antwort zwingen.

Seni.

Nicht so rasch, gnädiger Herr! es sind heute böse omina vorhanden. — Als ich vorhin den Mars beobachten wollte, zog sich plözlich eine trübe Wolke vor diesen Stern hin, so daß ich ihn nicht mehr glänzen sah.

Wallenstein (betroffen).

Sollte das den Schwedenkrieg bedeuten?

Seni.

Das glaube ich eben nicht — denn die trübe Wolke kam nicht von Norden her, sondern von Osten. — Nun schließ ich so — wir haben jezt zwei Oerter, woher uns Glük oder Unglük bevorstehen kann — eins liegt gegen Norden, und das ist Schweden — eins liegt gegen Osten — und das ist Regensburg. — Da nun

der Mars ihr Stern ist, und die trübe Wolke von Osten und nicht von Norden kam, ergo bedeutet diese trübe Wolke ein böses Geschik von Regensburg und nicht von Schweden.

Wallenstein.

Sollte wohl der Kaiser schwach genug seyn — Nein! nein! es ist nicht möglich — deine trübe Wolke lügt. — Ich will sie zurükblasen.

Seni.

Haben sie lange keine Briefe von Regensburg erhalten?

Wallenstein.

Meine lezten Briefe melden von nichts anderem, als daß die Fürsten in den Kaiser drangen, und gerne haben möchten, daß er seine Truppen verminderte.

Seni.

Wenn man die Truppen vermindert, werden auch gemeiniglich die Generäle vermindert.

Wallenstein.

Wie! was! mich? mich — so wenig der Kaiser sich von den Fürsten seinen rechten Arm abschneiden läßt.

Seni.

Es ist aber möglich — die Fürsten sind eifersüchtig.

Wallenstein.

Wie! sollte es möglich seyn — nein! nein! freilich der Herzog in Baiern ist mein Freund nicht.

Seni.

Nun gehet mir ein Licht auf — der Herzog von Baiern ist die trübe Wolke, so den Mars verdunkelt. — Baiern liegt uns gegen Osten.

Wallenstein.

Wie! der Herzog von Baiern mich verdunkeln? — nimmermehr — und wenn sich das ganze römische Reich mit allen seinen wolkigten Fürsten wie ein Gewitter für die Sonne meines Ruhms lagern will, mit einem einzigen Strahle will ich's von einander theilen — deine Wolke ist eine Lüge — gieb mir ein anderes Zeichen.

Seni.

Wollen wir die Gestirne fragen — hier diese Sphäre wird's uns sagen.

Wallenstein.

Ja, darauf habe ich mehr Vertrauen, als auf deine bairische Wolke.

Seni (er ziehet einen Kreis um den Herzog).

Nun bleiben sie in diesem Kreis,
So werden sie der Sache weiß.

Wallenstein.

Wenn aber auch dieses mich betrügt, so werf ich dich und deinen ganzen Kram zum Fenster hinaus.

Seni.

Will man zukünft'ge Dinge sehen,
so muß man bleiben ruhig stehen.

Wallenstein.

Mache fort, ich stehe.

Seni (holt ein altes Buch, und liest).

Ihr Geister schwarz! ihr Geister grau!
ihr Geister grün! ihr Geister blau!
ihr Geister roth! ihr Geister weiß!
umflattert heimlich diesen Kreis.
Enthüllt nur, was im großen Ei,
worauf die Nacht, des Schiksals schwarze Brut

herauszukochen, mit Rabenflügeln ruh't,
allmänniglich verborgen sei.
Im faulen Schleime schwimmet hier
der Saame von dem Menschen und dem Thier
hier blökt ein fürchterliches Krokodill die Zähne
und über seinem Haupt wehet eines Pferdes Mähne,
da kriecht aus rothgelb-grünen Moor
ein Dachsenwanst mit einem Schlangenkopf hervor,
dort lächelt das Gesicht von einer schönen Frau
am borst'gen Rumpfe einer Sau.
Am vorderen Theile stoßet hier
ein geiler Bock an diesem Thier
und hinten wädelt statt dem Schwanz
der lange Hals von einer Gans.
Auf diesem Menschenkörper sieh't man einen Fisch-
kopf stecken,
und hinten sich zwei lange Eselsohren strecken.
Wer kann aus diesen sonderbar'n Gestalten
des Schiksals dunkeln Wurf entfalten.
Drum Geister schwarz! ihr Geister grau!
ihr Geister grün! ihr Geister blau!
ihr Geister roth! ihr Geister weiß!
umflattert jetzo diesen Kreis.
Enthüllt nun, was in diesem Schiksalsbrey
allmänniglich verborgen sei.

Wallenstein.

Bist du nun fertig!

Seni.

Nun drehe diesen Ring im siebenten Richter
am dritten Stück,
So wird er zeigen klar dein künftiges Geschick.
(Wallenstein drehet die Sphäre.)

Seni.

So! so! der Ring ist ausgeloffen,
was haben sie für eine Zahl getroffen.

Wallenstein.

Ein und zwanzig.

Seni.

Die Zahl könnt wohl nicht besser seyn,
sie fasset dreimal sieben ein.
(Er durchblättert mit vielen Grimassen sein Buch.)

Wallenstein.

Nun, was sagt das Schiksal.

Seni.

Hören sie nur! hören sie nur (er liest im Buche).
Ein nahes Unglük stehet dir bevor,
doch darum, Freund! darfst du noch nicht verzagen:

denn hast du es mit Männlichkeit ertragen,
wirst du einst höher steigen noch empor.
Ist das nicht herrlich!

Wallenstein.

Gut! aber was will das sagen.

Seni.

Was das sagen will! sie fragen noch, was das sagen will! hören sie doch nur
— Ein nahes Unglük stehet dir bevor — ꝛc. ꝛc.

Wallenstein.

Ich habe schon dies alles wohl gehört: allein wie legst du dieses alles aus — was soll das bedeuten.

Seni.

Man siehet doch wohl, daß sie ein Profaner sind. Hören sie nur: — ein nahes Unglük stehet dir bevor — das lege ich so aus; der Kaiser wird sie aus Staatsklugheit, um den Kurfürsten nicht vor den Kopf zu stoßen, eine Zeitlang in Ruhe setzen.

Wallenstein.

Was!

Seni.

Nur Gedult! Gedult! das Beste kömmt jezt erst. — Doch darum, Freund! darfst du noch nicht verzagen, — id est, sie sollen nur Gedult haben.

Wallenstein.

Ich Gedult haben.

Seni.

Ja! ja! dann hören sie nur weiter; — denn hast du es mit Männlichkeit ertragen — das ist der gordische Knoten — das ist der kizlichte Punkt; sie müssen dieses mit Männlichkeit ertragen, sie müssen thuen, als wenn es ihnen gar nicht auffiele — sie müssen dazu lachen.

Wallenstein.

Ha! ha! ha! lachen! ja lachen will ich, daß die Teufel in der Hölle darüber zittern sollen.

Seni.

Ja wenn sie nicht ruhig sind — hören sie nur den lezten Vers; so wird dieser nicht in Erfüllung kommen.

Wallenstein.

Nun dann weiter!

Seni.

Also wenn dies alles mit Männlichkeit ertragen, wohl gemerkt, wenn sie dies ertragen, alsdann, dann — wirst du einst höher steigen noch empor — das heißt, dann werden sie mit desto größerem Ruhme wieder auftreten.

Wallenstein.

Bei Gott! das will ich auch, und wenn er zehenmal Kaiser wäre. — Ihm zu Troz will ich's. — Die Soldaten lieben mich — die Offizier stehen mir zu Gebot — rebelliren will ich — und dieses Ferdinandchen von seinem Trone jagen.

Seni.

Jezt ist es aber zu allem dem noch nicht Zeit — hören sie doch die Gestirne — sie müssen erst dies alles mit Männlichkeit ertragen, das ist die conditio sine qua non — dann werden sie sich viel höher noch emporschwingen.

Wallenstein.

Das Schiksal hat Recht — ja ich will's ertragen — will's nicht achten — aber rächen

will ich mich, so rächen, daß Ferdinand diesen Tag als den unglüklichsten seines Lebens verfluchen soll.

Seni.

Du schwingst dich höher noch empor — das will so viel sagen: daß alle Könige werden froh seyn, den Wallenstein an der Spitze ihrer Heere zu haben — es will so viel sagen: wenn Wallenstein vom kaiserlichen Heere weg ist; so werden die Sachen so schlecht gehen, daß der Kaiser sie alsdann inständig wird bitten müssen, nur das Kommando wieder zu übernehmen.

Wallenstein.

Du hast Recht; — bitten wird er mich müssen. — O du bist ein wahrer Prophet! — o wenn's nur so geschiehet — ich freue mich zum voraus, das Kaiserlein zu sehen, wie es demüthig um Verzeihung bittet, und meinen starken Arm erflehet. — O das wird eine köstliche Rache — das wird ein herrlicherer Triumph seyn, als wenn ich zehen Schlachten gewonnen hätte.

Seni.

Nun, gnädiger Herr! sind sie nun mit den Gestirnen zufrieden?

Wallenstein.

O ja! ja! ich will dein Zauberbuch in Gold einbinden lassen, und neben die Bibel stellen. Wie heißt der Spruch! — ja, ertragen will ich's — mit Männlichkeit ertragen, und steigen dann viel höher empor. — Nun Glük auf, tapferer Schwede! ich wollte dich zurükpeitschen: nein! nein! kriech du nur hervor aus deinen Eisgewässern, wie ein fürchterlicher Wallfisch — fasse des Kaisers Heere, und seine Tylli's und Maxen mit eisernem Rachen, quetsche sie zusammen — so zusammen, daß Kaiser und Reich zitternd ausrufen müssen: wo ist Wallenstein, daß er uns rette.

(Ein Bedienter tritt auf.)

Bedienter.

Die kaiserlichen geheimde Räthe von Questenberg und Werdenberg wollten die Gnade haben, Ew. Hoheit aufzuwarten.

Wallenstein.

Die kommen wie gerufen — sie sollen kommen.

(Bedienter ab.)

Wallenstein.

Seni! Seni! das wird es seyn.

Seni.

Seni.

Ein nahes Unglük stehet dir bevor — merken sie nun, gnädiger Herr!

Wallenstein.

O laß dich küssen, du geheimder Rath bei Gott Vater!

Seni.

Nun muß ich gehen; vergessen sie nur das nicht; — du mußt es mit Männlichkeit ertragen

Wallenstein.

Sorge nicht! ich könnte jezt lachen, wenn mich der Kaiser zum Bettler machen wollte.

Seni.

Du wirst einst höher steigen noch empor. —

(Gehet ab.)

(Questenberg und Werdenberg treten auf.)

Wallenstein.

Ah! willkommen, meine Herren! wie geht's! was giebt's neues in Regensburg? was machen Se. Majestät der Kaiser und die Kurfürsten!

Questenberg.

Se. Majestät sind jetzo sehr in Verlegenheit — die Kurfürsten dringen in ihn, daß er einen Theil seiner Truppen abdanken möge.

Wallenstein.

Wenn sich der Kaiser von einem krüppelhaften Reich selbst zu einem Krüppel machen, und sich seinen rechten Arm abnehmen lassen will, so muß man's geschehen lassen.

Questenberg.

Darüber ihren Rath zu hören, hat uns der Kaiser an sie hergeschikt.

Wallenstein.

Also meinen Rath zu hören, sind sie abgeschikt. — Nun den sollen sie hören: sagen sie dem Kaiser, wenn er hundert und dreißig tausend Mann auf den Beinen hält, so wird ihn diese Armee weniger kosten, als wenn er sie nur auf dreißig tausend Mann heruntersetzen läßt (*).

Questenberg.

Sonderbar.

(*) Geschichte Gustav Adolphs I. Th. IV. B.

Werdenberg.

Das soll so viel heißen: wenn der Kaiser eine furchtbare Armee auf den Beinen hat, so können die Mißvergnügten nur klagen und ein vergebliches Geschrei anstellen, und müssen doch bezahlen, daß aber im Fall einer Verminderung mit den Truppen vorgenommen werden sollte, niemand mehr das mindeste dazu beitragen, sondern alles für Rechnung des Kaisers gehen wird (*).

Wallenstein.

Sie haben den Sinn meiner Rede getroffen.

Questenberg.

Ja der Kaiser ist jezo sehr übel dran, die Kurfürsten sezen ihm sehr zu.

Wallenstein.

Das ist einmal nicht anderst! warum hat er sich zum Kaiser eines Reiches machen lassen, wo einem die Kurfürsten so zusezen können.

Questenberg.

Der größte Monarch muß sich öfters in die Umstände schicken.

(*) Geschichte Gustav Adolphs I. Th. IV. B.

Wallenstein.

Besser, wenn man die Umstände selbst füget.

Werdenberg.

Sie selbst wissen wohl die jezige Lage des Kaisers. Die Kurfürsten sind nun einmal die Stüzen seines Trones.

Wallenstein.

Oder der kaiserliche Tron ist vielmehr die Fallbrücke der östreichischen Monarchie — doch genug hievon — haben sie noch weitere Aufträge von Sr. Majestät an mich.

Questenberg.

Ja — noch einen — der sie näher betrift.

Wallenstein.

Nur heraus damit — ich merke schon — ich weiß schon — haben nicht die Kurfürsten auch dem Kaiser zugesezt, mich zu entlassen.

Werdenberg.

Wenn Ew. Hoheit wüsten. —

Questenberg.

Se. Majestät wollen nur. —

Wallenstein.

Scheuen sie sich nicht, meine Herren, alles mir gerade teutsch zu sagen. Ich bin auf alles schon gefaßt — ich weiß alles — der Kaiser ist verrathen, und seine Absichten sind vereitelt, (*) o Seni! Seni!

Questenberg.

Der Kaiser schäzt den großen Wallenstein gewiß so hoch, als einen Mann jezt auf der Erde; allein —

Wallenstein.

Lassen sie jezt dieses alles — ohne Umschweife — hat mich der Kaiser jezt seiner Dienste entlassen, oder nicht?

Questenberg.

Nun ja — aber —

Werdenberg.

So ungern.

(*) Khevenhüller Annal. Ferdinandi T. XI. S. 1135. u. ff.

Wallenstein.

Nun kein Wort weiter — ich weiß jezt schon genug.

Questenberg.

Sie können versichert seyn. —

Wallenstein.

Meine Herren! wenn wir und der Kaiser gute Freunde bleiben sollen; so bitte ich sie, kein Wort hievon mehr künftighin zu reden. Sie kennen den Wallenstein noch nicht; er weiß dem widrigen Geschicke so gut sich entgegen zu stellen, als den feindlichen Kanonen. — Ich werde ihnen ein Schreiben an Se. Majestät voll des Danks und schuldigen Respekts mitgeben. Nun kommen sie mit zu Tische — sie haben eine weite Reise hergemacht, darauf schmekt das Essen — wir wollen heut noch manch Glas auf des Kaisers Gesundheit leeren.

Questenberg.

Ich erstaune.

Werdenberg.

Sie sind wahrhaftig doch ein großer Mann.

Wallenstein.

Gut! gut! (für sich) — denn hast du es mit Männlichkeit ertragen, wirst du einst steigen höher noch empor — o Seni! Seni!

Werdenberg (siehet lächelnd den Questenberg an, und giebt mit den Fingern ein Zeichen, als wenn er Geld dazwischen hätte).

O Seni! Seni!

Fünfter Gesang.

Nachdem der Krieg beschlossen war, machte sich alles zur Abfahrt nach Teutschland fertig. Es war das schönste, prächtigste und rührendeste Schauspiel, den großen Gustav an der Spitze so vieler tapferer Krieger aus dem Gesichte seiner weinenden Unterthanen entschwinden zu sehen, um die Freiheit der Nationen zu beschützen. — Ein heiterer Sommertag hatte sich über die unabsehbaren Flächen des Horizonts und des Meeres gezogen. Die Vornehmsten des Reiches und alles benachbarte Volk flossen zu Tausenden an die Küsten, um den König und die Armee abschiffen zu sehen. — Er nahm von allen, die ihm werth waren, den rührendesten Abschied, die Seegel wurden aufgezogen, die Anker gelichtet, und die Flotte fieng an zu gehen. — Der König stieg auf das Verdeck des Schiffes, und winkte seinem Volk noch einmal Abschied zu. — Die Soldaten und Matrosen sangen dabei ein Lied, und die Kanonen wurden gelöset. Das unzählige Volk und die Felsen an der Küste wiederholten diesen Abschied durch Wiederhall, vivat, und Gebet.

Nun stelle man sich vor auf der einen Seite, wie diese Flotte gleichsam als eine fliegende Festung auf dem Meere schwamm, die geschwollenen Seegel, den Wald von Mastbäumen, zwischen welchen die Flaggen flatterten — das Geschrei des Schiffsvolkes, den Donner der Kanonen, so in den Felsen wiederhallten, und einen jungen Helden und König, der Frau, Kind, Familie, Vaterland und alles verläßt, um ein unterdrüktes Volk zu retten — und auf der anderen Seite ein unzähliges Volk an der langen Küste hingelagert, welches seinen König und seine Brüder in Krieg und hundert Gefahren dahinschwinden siehet — wie es ruft — wie es die Hände gegen Himmel hebt, wie es zuwinkt, wie es weint, seufzt, und tausend Seegen und Lebewohl wünscht, und man wird sich einige Vorstellung von diesem Abschied machen können, welche meine Feder nicht zu beschreiben im Stande ist. — So dauerte das wechselseitige Zurufen und Zuwinken der Flotte zur Küste, und der Küste zur Flotte, bis keines mehr das andere unterscheiden konnte. — Noch stund der König und seine Krieger auf den Schiffen, und das lange Ufer war schon in's blaue Meer verflossen, noch winkte das Volk, und glaubte in einer fernen Welle die Flotte zu sehen, und sie war schon hinter das

Meer verschwunden. Der Wind war günstig, das Wetter heiter, und die Fahrt gieng so schnell, daß man schon den 24. des nämlichen Monates Teutschlands Küste entdekte.

Dort, wo sich die Peene in die Ostsee ergießt, bildete sich durch den Meeressturm die kleine Insel Rüden. Hier betrat Gustav Adolph den teutschen Boden an eben dem Tag, an welchem vor hundert Jahren dem Kaiser die Augsburgische Konfeßion übergeben worden. Der König war der erste, der hier an's Land stieg. Sobald er das Ufer betreten hatte, fiel er auf seine Knie nieder, dankte Gott für die Erhaltung seiner Flotte und seiner Armee, und bat ihn, sein Vorhaben zu segnen. O Gott! rief er aus: der du über Himmel und Erde, über Wind und Meer herrschest, wie soll ich's dir immer danken, daß du mich auf dieser gefährlichen Reise so gnädig beschüzt hast: ach! ich danke, ich danke dir vom innersten Grund meines Herzens, und bitte dich, zu dieser Unternehmung, die ich nicht zu meinem, sondern allein zu deiner Ehre, zur Vertheidigung deiner bedrängten Kirche, und zum Trost der Gläubigen angefangen habe, deine Gnad und Segen zu geben. Du Herr! der du die Herzen und Nieren prüfest, kennest die Lauterkeit meiner Absichten; du wollest auch gut Wetter und Wind verleihen, damit ich

meine zurükgelassene Armee, die ich aus mancherlei Nationen zusammengebracht habe, mit fröhlichen Augen bei mir sehen, und dein heiliges Werk fortsetzen könne. Amen. (*)

Der Anblik, ihren Monarchen mit so vieler Inbrunst beten zu sehen, war für die umstehenden Offiziers, die unterdessen an's Land gekommen waren, äusserst rührend, und sie konnten sich der Thränen nicht enthalten. Der König sahe dieses: — weint nicht, meine Freunde! sagte er zu ihnen: sondern betet mit inbrünstigen Herzen; je mehr Betens, je mehr Siegens: denn fleißig gebetet, ist halb gesieget, der beste Christ ist immer der beste Soldat. (**)

Nach diesem Herzensergießen ließ Gustav seine Leute sich lustig machen. Der Soldat erquikte sich, vertrank die Sorgen in Wein, und durch die ganze Armee war ein allgemeines Freudenfest zu sehen. Hier stunde ein Trupp und würfelte auf einer umgewandten Tonne — dort tanzte ein anderer in frohen Reihen um sein Fähnlein — unter dem Schatten eines Baumes saßen etliche alte Soldaten mit braunen narbigten Gesich-

(*) Khevenhüller annal. Ferdin. T. XI. p. 1305.

(**) Chemniz Historie des schwedisch-teutschen Kriegs. Th. I. S. 55.

tern, und erzehlten bei einem Kruge Wein von ihren Thaten und Schlachten. Dort hinter jenen Hecken lagen etliche, welche der Wein in Schlaf schon gewiegt hatte, und träumten vom künftigen Kriege. Rugendas oder Houchtenburg hätten nicht schöner ein Freudenlager zusammendichten können, als was hier Natur, Wein und Vertrauen auf Gustav that.

Indessen sich die Armee auf diese Art zu künftigen Schlachten stärkte, war Gustav Adolph auf eine Anhöhe gestiegen, von der man die ganze Gegend auf viele Meilen übersehen konnte. Auf der einen Seite erstrekte sich das Meer in's Unendliche, auf der anderen Seite wölbte sich Teutschlands Küste mit hundert Spitzen, Krümmungen, Zungen und Inselchen in die blaue Ferne. Ein schöner heiterer Tag begann sich zu endigen, und die lezten Strahlen der Abendssonne vergoldeten alle Länder und das Meer. — Es war der herrlichste Anblik, die so weite Gotteswelt, das Wasser und das Land in einem glänzenden Sonnenduft schwimmen zu sehen. Gustav sah lange mit innigstem Entzücken die Schönheit der Natur — das flimmernde Wasser, das in Goldduft verflossene Land, das ferne und abwechselnde Freudengeschrei seiner lustigen Soldaten, die Trommeln und Pfeifen, die prächtig untergehende Sonne,

kurz die ganze Welt umher rührte so tief sein Herz, und erfüllte ihn so mit Gottes Gegenwart, daß er endlich in folgende Worte ausbrach:

Gustav.

Wahrhaftig! es ist ein Gott, der dies alles gemacht hat, und in allem diesem lebt. (Er fiel von einem heiligen Schauer durchdrungen auf die Knie.) — — Ja! ja! Großer, Allmächtiger, Ewiger! ich bete dich an, — ich preise dich, wie alles, was jezt um mich lebt und schwebt. — O Barmherziger! gieb meinen Waffen Glük: denn du weißt, sie sind dir und deiner heiligen Religion geweihet. Siehe hier meine Soldaten und Unterthanen. — Ich und sie sind ja auch deine Unterthanen. — Siehe! wie froh und willig wir nun alle für dein Gesez, für das Wohl und die Freiheit unserer Brüder in Tod gehen. — Segne uns, Allgütiger! daß wir bald das große Werk vollenden. — Alle sterben wir ja gern für Freiheit und Religion.

Kaum hatte Gustav dieses Gebet verrichtet, als ihm ein Geist der Hoffnung und des Muths durch alle Adern wallte — es ward ihm, als

hätte Gott einen Engel zu ihm herabgeschikt, um ihn zu stärken, und seine künftige Siege vorauszusagen. Er machte sogleich Anstalten zum Aufbruche — und ehe noch das Jahr verflossen war, hatte er schon ganz Pommern, Meklenburg und Brandenburg von den Oestreichern befreiet.

Diese so schnellen Fortschritte machten ihn zum Schuzengel Teutschlands und Europas. Die gedrükten Städte, — die geplünderten Bauern, — die geächteten und flüchtigen Fürsten, selbst das mächtige Frankreich, was keinen Heinrich mehr hatte, suchte Schuz und Hilfe bei dem großen Schwedenkönig. Indessen wirkte die alte Furcht noch so stark, daß selbst die Kurfürsten des teutschen Reiches sich nicht öffentlich für die gute Sache zu erklären getraueten. — So wie ein Vogel, nachdem er lange im Käfig eingesperrt war, und an allen Oeffnungen vergebens Versuche gemacht, endlich den Muth, und endlich sogar den hohen Schwung verliert, — wenn er nun jähling in Freiheit gesezt wird, noch lange sich umsiehet, noch nicht zu fliegen wagt, ja öfters gar in Käfig wieder kriecht, bis er irgend an einem Fenster, Gottes freie Luft gewahr wird, und dann erst frei wieder die Flügel hebt, und über Berg und Häuser sich schwingt — eben so gieng es vielen teutschen Fürsten, welche der

langen Sklaverei gewöhnt, erst gleichsam durch Gewalt zu einem Bunde mit ihrem Retter mußten getrieben werden.

Dieser Fall war mit Sachsen und Brandenburg. Schon seit des mächtigen Karls und der Franken und Schwaben Kaiser haben diese Länder und ihre Fürsten der Uibermacht des kaiserlichen Trones immer Gränzen gesezt. — Des großen Herrmanns Nachfolger Wittekind, der erlauchte Otto, der Löwe Heinrich, der weise Friederich, der fromme und biedere Johan Friederich, der schlaue Moriz schlugen mehrmalen die Kaiserkrone aus, um der Kaisertirannei Einhalt zu thun. — Und jezt, da es darauf ankam, Teutschland zu retten und zu rächen, jezt, da es Freiheit galt — bedachte man sich, mit Gustaven in ein Bündniß zu treten. Mehrmalen ließ der König seine Freundschaft und seinen Schuz antragen, und mehrmalen wurde es abgelehnt.

Gustav Adolph unwillig, die deutschen Fürsten so feig und schwankend zu sehen, suchte endlich das mit Gewalt und Noth zu erzwingen, was ihm die Freundschaft versagte. Er nahm Frankfurt an der Oder ein, und kam endlich nach Berlin, um sich hier persönlich mit den Fürsten zu unterreden. Was seinen Reden noch mehr

Kraft gab, war dieses, daß Tylli, der kaiserliche General, bereits in Sachsen eingedrungen war, und auf dem Punkt stand, Magdeburg und ganz Sachsen einzunehmen.

Es war im Schlosse zu Berlin, wo der König Gustav Adolph in Gegenwart des Kurfürsten von Brandenburg, der Herzoge von Meklenburg, des sächsischen Gesandten und Generals von Arnheim, des französischen Gesandten von Charnace nebst anderen hohen Personen und Generälen in folgende Worte ausbrach.

Gustav.

Um Gottes willen! was kostet es doch für Mühe, euch teutsche Fürsten zu euerem eigenen so dringenden Interesse zu vereinigen — der despotische Ferdinand muß erst ein Dutzend von euch geächtet, und ihrer Länder beraubt haben, seine Soldaten müssen erst euere Felder verwüsten, euere Städte plündern, und euch euere Palläste über dem Kopfe abbrennen, ehe ihr euch entschließen könnet, mit mir, euerem Freunde, ein Bündniß einzugehen, und gegen ihn die Waffen zu ergreifen. — Ich sage es euch, wenn ihr mich nicht unterstüzt, — und Magde-

burg

burg an Tilly übergehet, dann ist's um euch und euere teutsche Freiheit geschehen.

Charnace.

Es muß ein fester und schneller Entschluß gefaßt werden. Der König von Frankreich, mein Herr, der doch einerlei Religion mit dem Kaiser hat, trug keinen Augenblik Bedenken, sich mit Se. Majestät dem König von Schweden zu verbinden, um die teutsche Konstituzion und Freiheit zu erhalten. Er unterstüzt Se. schwedische Majestät mit Geld und Truppen, und die Fürsten des teutschen Reiches, die es am nächsten trift, deren Freiheit, Würde und Religion es gilt, bedenken sich noch, dem Bündnisse beizutreten.

Der Kurfürst.

Wir wollen ja alles gern thuen — aber der Kaiser. —

Gustav (heftig).

Nein! nein! bei Leibe gehen sie von dem Kaiser nicht ab. — Lassen sie sich von ihm ächten, lassen sie sich ihre Länder nehmen, lassen sie sich von seinen Bedienten hudeln, lassen sie sich meinetwegen die Haut über den Kopf ziehen — ich

gehe wieder in mein Schweden zurük — der Kaiser ist einmal ihr Kaiser — ich versichere sie, ich gehe in mein Schweden zurük. — Er soll ihr Kaiser bleiben.

Charnace.

Es wird sich schon alles geben.

Der Kurfürst.

Was verlangen denn Ew. Majestät?

Gustav.

Ich habe die Kaiserlichen bereits genöthiget, den größten Theil ihrer Länder zu verlassen, und ich hoffe, wenn ich anderst unterstüzt werde, ihnen auch die Lust zu benehmen, dahin zurükzukehren. — Dieser Dienst verdient wohl eine Erkenntlichkeit. Ich bin nun willens, mit meinem obwohl abgematteten Heere geradeswegs nach Magdeburg loszugehen, um diese Stadt zu entsetzen. Bevor ich aber dieses thue, verlange ich von ihnen, daß mir die Festungen Spandau und Küstrin zu meiner Sicherheit eingeräumt, meinen Truppen Proviant und ein Monat Sold gereicht werde. Dagegen verspreche ich Ew.

Liebden, diese beide Oerter gleich wieder zu räumen, sobald Magdeburg entsezt ist. (*)

(Der Kurfürst siehet den Arnheim und seine Minister an, diese erwiedern ihm seine Blicke.)

Charnace.

Es ist nur, den Rücken zu decken.

Gustav.

So ist es. Ich setze auf Ew. Liebden nicht das geringste Mißtrauen, allein ich befürchte, daß mir ihre Leute, im Falle ich vor Magdeburg unglüklich wäre, die Thoren verschließen werden, wie sie mir's schon einmal zu Küstrin gethan haben. (**)

(Der Kurfürst blikt wieder seine Minister an, sie erwiedern verneinende Blicke.)

Charnace.

Darauf können nun Ew. Durchlaucht keine Einwendung machen.

(*) Khevenhüller Th. XI. S. 1785.
(**) Ebendaselbst.

Der Kurfürst.

Ich will Ew. Majestät alle übrige Pässe lieber einräumen, nur Küstrin und Spandau nicht. Doch ich will mich schriftlich und durch einen körperlichen Eid anheischig machen, im Falle eines Unglüks diese Festungen sogleich zu öffnen, dagegen müssen mir aber Ew. Majestät versprechen, daß sie die Zufuhr nicht sperren, und nach geendigtem Kriege, oder wenn die Gefahr vorbei ist, diese Oerter mir oder meinem Nachfolger unentgeltlich wieder abtreten. (*)

Gustav.

So sinke denn Magdeburg und die teutsche Freiheit.

Arnheim.

Wenn Ew. Majestät nur bedenken wollten!

Gustav.

Ich will nicht schlechter behandelt seyn, als die Kaiserlichen. Ihr habt sie in euere Staaten aufgenommen, sie Kontribuzion von eueren Unterthanen erpressen lassen, sie mit allen Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen versorgt,

(*) Chemniz Th. I. S. 143.

ihnen alle Oerter, so sie nur verlangt, übergeben, und doch habt ihr durch alle diese Gefälligkeiten nicht einmal so viel von ihnen erhalten können, daß sie nur eine bessere Mannszucht beobachtet hätten. Ich verlange weiter nichts, als Sicherheit, Lebensmittel und eine mäßige Summe Geldes, und verspreche dagegen, euere Staaten zu beschützen, und in denselbigen eine völlige Ruhe aufrecht zu erhalten. — Nein! nein! ich werde von meinem Plan auf keine Weise abgehen: sie müssen sich auf der Stelle entschließen, ob sie mich zum Freunde haben, oder ihre Städte geplündert sehen wollen. (*)

Der Kurfürst.

Ich bitte Ew. Majestät nur um einige Minuten Bedenkzeit. — Die Sache ist doch von großer Wichtigkeit.

Arnheim.

Erlauben Ew. Majestät mir nur, daß ich zuvor dem Kurfürsten von Sachsen, meinem Herrn, die Sache vorgelegt habe.

(*) Archenholz.

Gustav.

Ich bleib' bei meinem Entschluß — ich will auf altrömisch mit euch negoziiren. (Er faltet seinen Mantel.) Wollt ihr nun Krieg oder Frieden.

Charnace.

Einige Minuten Bedenkzeit könnte ja wohl Ew. Majestät gestatten. Die Sache ist für die Herren Kurfürsten doch wichtig.

Gustav.

Nun so mögen sie sich denn so lange bedenken, bis Magdeburg erobert, und ganz Teutschland über'n Haufen geworfen ist.

Der Kurfürst.

Ich beurlaube mich nur auf einige Minuten.

Gustav.

Nun so gehen sie denn in Gottes Namen — bedenken sie wohl, was sie thuen — ihre Unterthanen werden sich über meine Truppen zu beschweren keine Ursache haben, sie werden von ihnen die Drangsalen nicht erfahren, die ihnen die Kaiserlichen zugefüget haben. Wird indessen Magdeburg erobert, so ist alles verloren, die Kaiserlichen werden mit neuem Muth, aber auch

mit größerer Ausgelassenheit zurükkommen. Tilly wird sich der ganzen Wuth seines Eifers überlassen, und die Soldaten der Liga zu Werkzeugen derselben gebrauchen. (*)

Der Kurfürst.

In einer kurzen Zeit wird alles abgethan seyn. — Gott wird alles zum Guten lenken.

(Gehet mit seinen Ministern ab.)

Gustav.

Ich kann es dem Kurfürsten nicht verdenken, daß er traurig ist: denn daß ich gefährliche und bedenkliche Sachen verlange, ist wohl gewiß; allein was ich begehre, begehre ich nicht mir zum Guten, sondern zum Besten des Kurfürsten, seiner Land und Leute, ja der ganzen Christenheit. (**)

Charnace.

Ich hoffe: alles wird noch zum Besten gehen.

Herzog von Meklenburg.

Man weiß ja die großmüthigen Absichten von Ew. Majestät.

(*) Archenholz.
(**) Khevenhüller Th. XI. S. 1788.

Gustav.

Meine Reise gehet auf Magdeburg, um solches zu entsetzen, jedoch nicht mir, sondern dem allgemeinen Wesen zum Besten. Will mir niemand beistehen, so trete ich sogleich den Rükweg wieder an, mache mich meines Orts von allen Vorwürfen wieder frei, biete dem Kaiser einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stokholm. (*)

Herzog von Meklenburg.

Davor sei Gott, der uns Ew. Majestät zum Erretter schikte. — Lassen sie uns Teutsche nur ein wenig wieder zu sich kommen, dann werden wir alle gern unter ihren Fahnen fechten.

Gustav.

Was hält die Fürsten aber länger noch zurük; ich meine doch, die Gefahr wäre dringend genug.

Charnace.

Wir haben noch nichts verloren.

Gustav.

Nur die Zeit.

(*) Khevenhüller Th. XI. S. 1788.

Herzog von Meklenburg.

Aber den teutschen Muth noch nicht. Hier kömmt der Kurfürst.

(Der Kurfürst kömmt zaghaft zurük.)

Gustav.

Nun, was haben Ew. Liebden beschlossen?

Der Kurfürst.

Wenn Ew. Majestät nur bedenken wollten, wie schwer und bedenklich mir ihre Foderungen fallen müssen. Ich erbiete mich ja, im Falle der Noth alles zu thuen. — Aber —

Gustav.

Wie! noch Bedenklichkeiten? — noch keinen Entschluß? — Gut! ich vergleiche mich mit dem Kaiser, und gehe zurük nach Stokholm. — Aber am jüngsten Gericht werdet ihr Fürsten angeklaget werden, daß ihr um einer Kleinigkeit willen euere Länder, euere Unterthanen, euere Ehre und Religion habt im Stiche gelassen. — Nein, nicht einmal bis dahin — schon hier wird's euch vergolten werden. Dann gehet Magdeburg verloren, und ich ziehe mich zurük, so sehet zu, wie es euch gehen wird. (*)

(*) Khevenhüller Th. XI. S. 1786.

Charnace.

Entrüsten sich doch Ew. Majestät nicht!

Der Kurfürst.

Um Gotteswillen! wie kann ich!

Arnheim.

Bedenken sie doch!

Herzog.

Ich bitte!

Gustav.

Ich gehe nach Stokholm!

Charnace.

Ihre Durchlaucht werden schon alles anwenden.

Herzog von Meklenburg.

Wollten sie uns, wollten sie Teutschland verlassen!

Gustav.

Wer wird sich denn euerer annehmen — wer wird sein Gut und Blut daran setzen, und so behandelt seyn wollen. — Nein! — laßt euch

unter die Füße treten — laßt euch ächten und schänden — ich gehe nach Stokholm.

(Man hört draussen einen Lärm.)

Charnace.

Was ist das! —

Gustav.

He!

Der Kurfürst.

Stille! was wird das seyn. — Gott! — Hilfe! —

(Die Kurfürstin und Prinzessinnen mit anderen Hofleuten und Gefolge treten auf und rufen untereinander:)

Magdeburg ist über: helft! helft! Magdeburg ist über.

Gustav.

Was!

(Der Kurfürst schlägt die Hände zusammen.)

Kurfürst.

O Gott! stehe mir bei!

Charnace.

Magdeburg.

Herzog von Meklenburg.

O Teutschland!

Arnheim.

Nun hat's Noth. —

Alle.

Magdeburg ist über. —

Ein Offizier (giebt Gustaven einen Brief).

Ein Eilbote brachte diesen Brief, ihn schleunigst Ew. Majestät zu überbringen.

Gustav (mit harter Stimme).

Ja! ja! Magdeburg ist über!

Der Kurfürst.

O Gott helfe!

Die Weiber.

Gerechter Himmel!

Charnace.

Nun darf man länger nicht anstehen.

Herzog von Meklenburg.

Gott! wer hätte das gedacht!

Gustav.

O Gott! Gott! konntest du das ansehen — sind deine Sündfluthgewässer alle ausgetroknet — hast du keine Schwefelregen mehr — ist dein Donner stumpf. —

Alle.

Um Gotteswillen! was ist noch mehr geschehen!

Gustav.

O leset hier diese Schandthaten — o der höllischen Mordbrennerei! — o leset! leset! — nein! nein! — die Teufel sind Engel geworden, seitdem dieses geschehen — herauf ihr Teufel aus euerer Unheilsgrube — herauf ihr a-b-c-Buben der Laster! bei Tilly könnt ihr in die Schule gehen, und Schandthaten lernen, wogegen euere Bubenstückchen noch Tugenden sind. (*)

Einige.

O Gott! was ist geschehen!

(*) Exitii et excidii Magdeburgensis historica relatio.

Gustav.

O leset doch! leset doch — nein! nein! dies alles kann euch noch nicht bewegen, daß man euere Unterthanen auf's grausamste martert, — daß man euere Städte in Steinhaufen verwandelt — daß man die unschuldigen Kinder an den Brüsten ihrer Mütter ermordet — daß man den schwangeren Weibern die halblebenden Kinder aus dem Leibe reißt, — daß man in Magdeburg Grausamkeiten verübt, wogegen die Zerstörung Jerusalems ein Freudenfest war. — O das alles — alles ist noch nicht genug, um euere zaghaften Schwerdter aus der Scheide zu locken.

Alle.

O helfen sie — helfen sie! wir wollen alles thuen — helfen sie uns!

Gustav.

Was ich helfen! gehet nach Magdeburg, und laßt euch abschlachten — ich ziehe nach Stokholm.

Alle.

Verzeihen sie — wir bitten sie — helfen sie. —

Gustav.

Nein — die grausame Mordbrennerei ist noch nicht gesättiget — Spandau, Küstrin und Leipzig müssen auch noch zusammengerissen werden — ich gehe nach Stokholm.

Der Kurfürst.

Ew. Majestät sollen ja alle meine Städte inne haben — helfen sie nur! —

Gustav.

Euere Städte müssen Kirchhöfe werden — nach Stokholm gehe ich. —

(Alle machen einen Kreis um den König.)

Alle.

Wir lassen sie nicht — sie müssen uns helfen — sie sind unser Retter! helfen sie! helfen sie!

Gustav (gerührt).

Gott im Himmel! so mußte dieser Bund mit dem Blute so vieler Unschuldigen unterschrieben werden. — Kommt! folgt mir — Magdeburg und Teutschland zu retten.

Sechster Gesang.

Tilly hatte unterdessen Magdeburg eingenommen. Ich will hier den Leser oder Zuschauer nicht mit einem der scheußlichsten Schauspiele erschüttern, was je auf Erden vollbracht wurde. Weder hat die Dichtkunst Worte, noch die Malerei Farben, die auffallend genug wären, um die Zerstörung von Magdeburg zu schildern. — Daß man Weiber in den Armen der Männer schändete, — daß man dem Bräutigam seine Geliebte vom Herzen riß, und vor seinen Augen den viehischen Begierden Preiß gab' — daß man der Mutter den Säugling an der Brust tödtete, oder gar schwangeren Weibern die halblebende Frucht aus dem Leibe schnitte — daß man dem Greise die Stützen seines Alters, seine Kinder, mordete, und ihn wie einen Hund auf den todten Haufen warf, um im Blute seiner Familie zu sterben; dies alles ist schon fähig, jedes fühlbare Herz mit Furcht und Entsetzen zu füllen. Allein daß diese Ungeheuer selbst in dem Tempel Gottes (in der Katharina Kirch) über fünfzig Frauenzimmer erst schändeten, dann mordeten,

deten, — daß man noch über dem Steinhaufen, über den brennenden Balken, über die blutigen und zerstükten Leichname einen Altar aufrichtete; daß man auf diesem Altar das Andenken des für uns Menschen gestorbenen Jesu das Meß- und Liebesopfer feierte, — daß man die vom Bruderblut noch triefenden Hände und Rachstimme zu Gott erhob, und mit eben den Kanonen, wodurch man so viele Tausend Unschuldige niederschmetterte, noch Gott zu preisen glaubte, und für Mord und Raub dankte: dies alles kann nur dann geschehen, wenn Bestien heilig scheinen, und die Teufel Religion heucheln. Der alte blutdürstige Tilly selbst mußte bekennen, daß seit der Zerstörung der Stadt Jerusalem und Troja so kein Sieg sei gesehen worden.

Mit Magdeburg war die Rache und Raublust des fanatischen Ungeheuers noch nicht gesättiget, auch über Leipzig und mehrere andere Städte des fleißigen und wohlhabenden Teutschlands waren die Würfel geworfen. Um den schwankenden Kurfürsten in Sachsen zu züchtigen, rükte Tilly vor Leipzig, und wollte die Scene von Magdeburg erneueren.

Den 7. September hatte dieser General ein vortheilhaftes Lager bei Eutriz bezogen, und ieß von da aus die Stadt auffordern. Der

M

Magistrat schikte zwar einige Deputirte an ihn, die ihm vorstellten, daß die Stadt Sr. Kaisrrlichen Majestät nie Anlaß zum Mißvergnügen gegeben hätte, und daher hoffte, daß Se. Exzellenz die armen Einwohner verschonen würde; allein Tilly drang schlechterdings auf die Uibergabe. — So wie das Lamm in jener Fabel vor dem Wolfe bebte, der mit heißem Hunger schon nach dem Raube schnaubt, und sich durch kein Mitleid, keine Vorstellung, kein Erbarmen bewegen ließ, von seinem Fraße abzustehen — eben so stunden die Deputirten mit Zittern und Entsetzen vor Tilly und seinem Mörderhaufen, der schon die Spieße hob, die Schwerdter schwang, und sein Geschüz mit mörderischen Rachen auf Leipzigs Mauren richtete.

Der Kommendant van der Pforten, in Hoffnung auf des Schwedenkönigs Hilfe, wollte aber lieber unter dem Schutte der abgerissenen Mauren sterben, als sich auf solche Bedingnisse ergeben. Der Sturm fieng also an. Kaum hatte Tilly Befehl zum Anfall gegeben, als seine raubgierigen Soldaten schon, durch die Zerstörung so vieler Städte und Magdeburgs im Morden gleichsam abgehärtet, die Vorstädte anfielen und in Brand stekten. — Schreklich war der erste Angrif auf die wehrlosen Häuser und Fa-

milien von Leipzig — die brasselnden Flammen, — die einstürzenden Balken und Mauren, — das Geheul der Erschlagenen, — der Donner der Kanonen, das Wiehern der Pferde — das Getös der Sturmböcke, das Geschrei der Soldaten, alles — alles verkündete den beängstigten Einwohnern das Schiksal von Magdeburg. Doch wollte sich der tapfere van der Pforten nicht ergeben. Die Vorstädte waren bald abgebrannt, und ihre Einwohner bald abgeschlacht, allein die Stadt selbst und ihre Besatzung trozte noch immer von den Mauren herab — auch wehrten sie sich mit solcher Hartnäckigkeit, daß die erste Hitze der Kaiserlichen wieder in etwas nachließ. Der ergrimmte Tilly trat also unter seine Soldaten, und suchte mit folgenden Worten ihre Wuth anzufachen.

Tilly.

Hauet zu, Kameraden! hauet die Ketzer alle zusammen, wenn sie sich nicht ergeben wollen — das Trauerspiel in Magdeburg soll hier in Leipzig noch einmal aufgeführt werden. — Kein Kind soll verschont — kein Stein soll auf dem anderen stehen bleiben, wo sie sich nicht ergeben — stürmt! plündert und brennt!

Ein Offizier.

Wir haben schon zweimal einen Sturm gewagt, aber sie wehren sich wie Verzweifelte.

Tilly.

Was wehren! — gegen uns wehren! gegen Tilly! marsch fort! sezt die Sturmleitern an, laßt unsere Artillerie abbrennen — ein Hagelwetter will ich ihnen über den Kopf schicken, daß in einem Monat kein Mensch mehr wissen soll, wo Leipzig gestanden. — — O wachst, meine Sehnen! werdet so stark, wie Simsons Arme, dann will ich mit der einen Hand diesen, und mit der anderen Hand jenen Kirchthurm fassen, und so dieses Kezernest zusammenschütteln wie ein Kartenhaus.

Diese Rede und das Beispiel des muthigen Generals trieb die Wuth der Soldaten auf's höchste. — So wie Jagdhunde und Docken vom Jäger angehezt mit wilden Augen vor sich blicken, mit aufgeschürzter Nase und offenem Munde sich auf die Vorderfüße legen, grimmig knottern und heulen, und endlich, wenn sie das Wild erblicken, gewaltsam anschießen; eben so stunden die kaiserlichen Bataillons aufrecht vor

Leipzig, und schnaubten nach Blut und Beute. — Schon waren die Sturmleitern angestellt — schon sperrten die Feldschlangen und Mörser ihre feurigen Schlünde auf; schon stießen Sturmböcke und Petarden an Mauer und Thoren, daß die Gegend viele Meilen umher erschüttert wurde — schon kletterten die ersten Truppen die Leitern und Wälle hinauf, als die beängstigten Leipziger von Furcht und Verzweiflung getrieben von neuem eine Deputazion schikten, um zu kapituliren. Mit Zittern traten die Gesandten vor Tilly.

Pappenheim.

Hier kommen welche aus der Stadt; ich hoffe, sie werden's näher geben.

Tilly.

Nun gehet ihr bald in euch! oder wollt ihr in Zeit von 24 Stunden in die Luft gesprengt seyn.

Abgeordnete.

Wir bitten Ew. Exzellenz, uns anzuhören — wir kommen, um zu kapituliren.

Tilly.

Gut! es ist grade noch Zeit; sonst würde ich auf den Steinhaufen von Leipzig kapituliren — was sind euere Bedingnisse? —

Abgeordnete.

Der Magistrat und Besatzung von Leipzig sind willens, Ew. Exzellenz die Stadt zu übergeben; doch bittet die Besatzung um einen ehrenvollen Abzug. (*)

Tilly (siehet seine Generäle an).

Was meinen sie, meine Herren!

Pappenheim.

Ich denke, man könnte ihnen dieses gestatten.

Tilly (bedenkt sich ein wenig).

Nun so sei euch denn dieses gestattet; — allein sobald euere Besatzung abgezogen ist, lege ich eine ein.

Abgeordnete.

Das können Ew. Exzellenz nach Dero Gefallen thuen, nur müssen ihre Truppen keine Gewaltthätigkeit an den Einwohnern verüben.

(*) Schneiders Leipziger Chronik S. 433.

Tilly.

Davor laßt mich sorgen — sie haben eine so gute Disziplin, wie eine jede andere Armee — nur gegen Ketzer und Rebellen brauchen sie ihr Schwerd. Ziehet ab in Frieden.

(Die Abgeordneten gehen ab.)

Tilly.

Das Ketzernest hätten wir nun auch; und ich hoffe, sie noch alle nacheinander in Teutschland auszuheben. — Die Brut will ich vertilgen bis auf das lezte Saamenkorn — sobald die Feinde ausgezogen sind, legt sich der Oberste Wangler mit tausend Mann in die Stadt — doch Zucht und Ordnung muß gehalten seyn — Magdeburg hat uns einen bösen Namen gemacht — Zucht und Ordnung befehle ich — — wir nehmen hier Quartier einsweilen. — Alles stehe jezt ab von fernem Raube, und beziehe in Ordnung sein Quartier. — Wir, meine Herren! wollen einsweilen hier in dieses Häuschen gehen, und überlegen, was wir weiter zu unternehmen haben.

(Die Generäle gehen in das Todtengräbershäuschen. Zwo Soldaten werden als Wache davor gestellt: gehen auf und ab.)

Erster Soldat.

Um die Lumpereien war's nicht der Mühe werth, daß wir angefangen haben.

Zweiter Soldat.

Freilich! das gieng zu Magdeburg ganz anderst. Sapperment! da hat man nicht genug zugreifen können; da ist das Silber und Gold nur geflossen.

Erster Soldat.

Ich wollt', daß die Leipziger Hunde lieber die Beine gebrochen hätten, ehe sie zur Kapitulazion kommen wären.

Zweiter Soldat.

Hast du denn gar nichts davongetragen?

Erster Soldat.

Ein einziges ledernes Beutelchen mit einigen Groschen, daß ich einem alten halbverrekten Kerl aus den Rippen jagte, und ein Paar Brustkrappen ist der ganze Bettel, und das kostete mich noch mehr Mühe, als der ganze Quark werth ist.

Zweiter Soldat.

Wie so!

Erster Soldat.

Ei das Weib, so sie anhatte, war schwanger, und heulte und rang die Hände, daß mir alle Gedult vergieng: ich wollte die Krappen geschwind abreissen, allein der Leib war so aufgedunsen, und die Schnüre so fest gespannt, daß es nicht gehen wollte — ich nahm also mein Messer heraus, und schnitt ihr die Schnüre und den Bauch zugleich voneinander — da lag die Kuh und das Kalb, und ich nahm die lumpichten Krappen.

Zweiter Soldat.

Ha! ha! ha! da hab' ich's besser gemacht. — Da ich sah', daß in dem Bettelnest nicht viel zu plündern war, so machte ich mich eine Weile an ein schönes Weibchen — aber der Teufel hol die Kapitulazion — wie ich meinte, ich wäre in gaudio, sieh da! heißt's zurük auf den Posten. —

Erster Soldat.

Was zum Henker ist dort für ein Lärmen!

Zweiter Soldat.

Wo! wo!

(Man hört rufen: die Schweden sind im Anzuge.)

Ein Offizier.

Wo ist der General! sucht ihn — die Schweden sind im Anzuge.

(Allgemeiner Lärmen.
Tilly, Pappenheim und die anderen Generäle kommen aus dem Häuschen.)

Tilly.

Was giebt's!

Pappenheim.

Was ist zu thuen!

Offizier.

Ew. Exzellenz! die Schweden sind in starken Märschen im Anzuge, Leipzig zu entsetzen.

Tilly (betroffen).

Was — die Schweden —

Pappenheim.

Die kommen zu spät; — die Stadt ist unser.

Tilly.

Meine Herren! jezt ist kein Spaß zu machen. Ardet ucalegon — wir müssen sogleich

Anstalten treffen — es müssen sogleich etliche Spionen und Reuter abgeschikt werden, um zu erfahren, was Gustav für einen Weg nimmt, was er für Absichten hat, wie stark seine Truppen sind. —

Offizier.

Die Sachsen sind schon zu ihm gestoßen.

Tilly.

Diese Vereinigung hätten wir verhindern sollen.

Pappenheim.

Es thuet nichts — wir wollen ihnen sogleich eine Schlacht liefern, und ihnen den Muth benehmen, weiter vorzudringen.

Tilly.

Nicht so hitzig, meine Herren! wir wollen die Sache erst wohl überlegen — wir setzen jezt viel auf einen Wurf — der Krieg ist einem Spiele ähnlich, wo bald viel, bald wenig gesezt, bald gewonnen, bald verloren wird. Ist man im Gewinn, so wird man von der Begierde, noch mehr zu gewinnen, hingerissen, oder von der verlierenden Parthei angehalten, das Spiel

fortzusetzen: da es denn in des Gewinners Macht nicht mehr stehet, aufzuhören, bis endlich das unbeständige und wankelmüthige Glük dem Gewinner den Rücken kehrt, und das Gewonnene nicht nur, sondern auch das, was man selbst besizt, verloren gehet. Eben diese Beschaffenheit hat es mit dem Kriege, wenn er allzulange fortgesezt, und allzusehr ausgebreitet wird. Der König von Schweden ist ein eben so kluger als wachsamer Prinz, in der besten Blüthe seiner Jahre, und von einer von Natur starken und durch die Strappatzen noch mehr abgehärteten Leibeskonstituzion. Er hat zu diesem Krieg die größten Zubereitungen gemacht; die Stände seines Reichs haben ihm alles bewilligt, was hiezu nöthig ist; Frankreich unterstüzt ihn mit Geld, und seine Armee, die aus Schweden, Finnländern, Lappen, Teutschen, Engländern, Schottländern und anderen tapfern Nazionen bestehet, ist die wohleingerichteste, die man nur sehen kann: sie ist voll Vertrauen zu den Fähigkeiten ihres Königs, voll Liebe und Ehrfurcht gegen ihn. Dies ist also ein Spieler, den man nicht verachten darf, und bei dem man nur suchen muß, nicht viel zu verlieren, weil man keine Hoffnung hat, viel zu gewinnen. (*)

(*) Khevenhüller Th. XI. S. 1289.

Pappenheim.

Ich sehe dies alles wohl ein; nichtsdestoweniger glaube ich, man müßte ihm entgegengehen, und ein Treffen liefern. — Unsere Soldaten müssen nicht den Muth verlieren — spielen werden und müssen wir doch immer, es ist also besser, wir halten das Spiel in der Hand, wir schreiben dem Feinde vor, wie und wie hoch er spielen soll, als daß er uns dazu zwingt. Wir können uns jezt das Schlachtfeld selbst wählen.

Tilly.

Gut! das soll und wird auch geschehen — mein Rath wäre also der: wir decken unsere Armee durch Leipzig, befestigen unsere Flanke durch Verschanzungen, und so können wir unter den Kanonen dieser Stadt alle Anfälle ruhig abwarten.

Pappenheim.

Eine solche Stellung verräth immer Furcht, giebt dem Feinde Muth, und hemmt im Falle eines Unglüks die Operazionen und den Rükzug — sollten wir, wie ich nicht glaube, geschlagen werden, so muß ein großer Theil des Heeres sich in Leipzig werfen — da sezt es nun eine gefährliche Belagerung ab, und wir haben keine hin-

längliche Truppen, die Stadt zu entsetzen, und müssen Hungers sterben. Grade jezt dem Feinde entgegengegangen, ihn angreifen, ehe er sich noch von seinem Marsche erholen kann; das wäre mein Rath.

Fürstenberg.

Wir könnten wenigstens warten, bis Altringer und Tiefenbach mit ihren Truppen zu uns gestoßen wären.

Tilly.

Allerdings.

Pappenheim.

Das würde wenigstens noch sechs Tage dauern, mittlerweile haben uns die Schweden, durch unser Zaudern muthig gemacht, schon zu einem Treffen gezwungen.

Ein Offizier.

So eben kömmt die Nachricht, daß Gustav Adolph mit seinen Schweden und Sachsen schon bei Düben über die Mulda gegangen, und mit seiner Avantgarde bald bis an Podelwiz marschiret sei.

Pappenheim.

Nun ist es Zeit, diesem Waghals einmal die Spitze zu bieten — laßt uns ihm entgegenziehen.

Tilly.

So sei's dann — obwohl ich ungern daran gehe. (Zu Pappenheim) Herr General! wenn sie denn so sehr Lust haben, sich mit den Schweden herumzuschlagen, so eilen sie ihnen schleunigst mit ohngefähr tausend Reutern entgegen, und suchen sie ihnen den Uibergang über die Lober zu erschweren.

Pappenheim.

Von Herzen gern.

Tilly.

Wir andere folgen ihnen dann, und suchen uns der Anhöhen von Breitenfeld und Lindenthal zu bemächtigen, ehe uns der Feind zuvorkömmt. — Dieser Ort wird uns sehr günstig seyn, um unsere Schlachtordnung zu formiren, und unsere Artillerie hoch aufzufahren.

Fürstenberg.

Der Ort ist vortreflich — wir können auf allen Seiten auf die Feinde herabstürzen.

Tilly.

So sei's dann gewagt.

Pappenheim.

Ich gehe, das Treffen anzufangen — ihr vollendet den Sieg.

Tilly.

Ich befehle ihnen ausdrüklich, sich nicht ehender mit dem Feinde einzulassen, bis unsere ganze Armee auf den Anhöhen bei Breitenfeld aufmarschirt ist.

Pappenheim.

Lassen Sie mich nur machen, der Sieg ist unser.

(Gehet triumphirend ab.)

Tilly.

Ich fürchte, dieser Mensch wird mich noch um Ehre und Reputazion, und den Kaiser um Land und Leute bringen. (*)

(*) Fürstenbergs Anmerkungen zu dem erneuerten teutschen Florus des Eberhard Wassenbergs. S. 235.

Fürstenberg.

Er ist ein tapferer Krieger, wir müssen das Beste hoffen.

Tilly.

Also voran — Gott und alle seine Heiligen beschützen uns. —

(Er giebt Befehle — alles kömmt in Allarm und marschiret ins Feld ab. Trommeln, Pfeifen — Marsch 2c. 2c.)

(Tilly will ebenfalls abmarschiren, indem wird er die gemalten Todtenköpfe und Grabzeichen auf einem Todtengräbershäuschen gewahr, welches allein von den Flammen verschont blieb.)

Tilly.

Gott! soll das eine böse Vorbedeutung seyn. (*)

Fürstenberg.

Was ist zu thuen!

Tilly.

Sehet hier, was uns bevorstehet.

(*) Böhms Anmerkungen zu Harte Th. I. S. 647.

Fürstenberg.

Wunderbar! sind doch bei diesem Sturm so viele schöne Häuser ein Raub der Flammen geworden. — Häuser für die Ewigkeit gebauet, liegen als Steinhaufen da, und dieses Schneckenhäuschen von einer Wohnung ist stehen geblieben.

Tilly.

Sehet hier das Bild unserer Größe. — O Mensch! wie schwankend und gebrechlich sind deine Plane! — Seht, Freunde! so scheußlich kann durch eine einzige unglükliche Schlacht unser Heer aussehen, was nur sieggewöhnt voll Liebe und Muth dem Feinde entgegengehet.

Fürstenberg.

So müssen wir jezt nicht denken — das wäre das äusserste Unglük.

Tilly.

Sagt nicht, daß es unmöglich sei. — Wir Feldherren und Generäle können alle fallen, wie die schönen Häuser dieser Stadt, indem ein armer Schelm von einem Stükknecht stehen bleibt, wie dieses schlechte Todtengräbershäuschen, um Zeichen des wandelbaren Glüks zu seyn.

Fürstenberg.

Lassen sie jezt unsere Herzen nicht mit so trübseligen Bildern erweichen, da wir siegen sollen. — Der Tod darf nicht den Mann, sondern der Mann muß den Tod suchen, so fürchtet er sich, einen anzugehen. — Drum ist das Häuschen stehen geblieben.

Tilly.

Also fort, meine Freunde! zur Schlacht — Sieg — oder Tod.

Fürstenberg.

Das erste. —

Tilly.

Das gebe Gott und seine lieben Heiligen.

(Sie gehen ab.)

Tilly und seine Armee marschirte also zum Kampfe. Bei Leipzig breitet sich zwischen den Dörfern Breitenfeld, Lindenthal, Wiederitsch und Podelwiz eine große Ebene aus. Aus dieser Ebene erheben sich allgemach große und kleine Hügel, auf dem höchsten stehet das Hochgericht, wo nur kleine Schelmen sterben, und diesen

Hügel nennt man den Galgenberg. Diese Gegend wählte Tilly zum Schlachtfeld. Die fruchtbare Natur vereint mit dem Kunstfleiße der guten Sachsen schien diese Länder zur Wohnung glüklicher Bürger und froher Patriarchen gemacht zu haben; — doch nun wurde dieses Feld durch Religionshaß und Bürgerkriege — durch die schwankende Lauheit des Kurfürsten in eine Mördergrube und einen Kirchhof umgestört. — O Sachsen! liebes Land von der Natur und das glükliche Genie deiner Einwohner zum Aufenthalt der Grazien bestimmt, wie oft warst du schon der Schauplaz fürchterlicher Kriege, wie oft nahmen dir der menschenfressende Krieg deiner Hände Arbeit und deine Kinder — werden denn deine Fürsten doch endlich einsehen, daß sie nicht lange schwanken dörfen, und daß ihnen nur die Rolle der Wittekinde, der Heinriche und Moritze gebührt.

Tilly stellte da, wo sich die Hügel allbereits in die Ebene verlieren, seine Armee in einer Linie in Schlachtordnung. Dicke große Batallions von Fußvolk in die Mitte; die Reuteresquadrons auf beide Flügel, seine Artillerie war hinten auf die Berge aufgefahren, und brüllte über die Armee mit Tod in die Feinde. Indessen hatte sich der König von Schweden

mit den Sachsen vereint, und war bis Podelwiz vorgedrungen, hier war er nur einige Schritte vom Feinde entfernt. Er ließ halt machen, und seine Armee sich in Schlachtordnung stellen. Der König formte aus seiner Armee zwei Treffen und eine Reserve. Die Linien bestunden aus kleinen Batallions und Esquadrons, zwischen welchen einige Regimenter Fußvolk einrükten. — Wie zwo fürchterliche Schlangen von fern aus dem Meere steigen; das Wasser hebt sich hoch, und ziehet zerschnitten in schäumenden Wogen längs den Flächen hin, und ehe man sich's versiehet, drehen sich die ungeheueren Thiere in großen Ringen rechts und links, und bringen Furcht und Tod. — So schnell und so geschwind schwenkten sich der Schweden und Sachsen taktikgewöhnte Kolonnen in zween Linien auf, die Kaiserlichen zu verschlingen.

Als Tilly, noch ehe er die Schweden über der Lober zu seyn glaubte, sie schon in zween Menschenwällen vor sich sah, ergrimmte er, und ließ sogleich mit drei Kanonenschüssen die Schlacht beginnen. Die Schweden antworteten, und schon der erste Schuß strekte den tapferen Obristen Bongart erblaßt zur Erde — hierauf begann das Feuern und Donnern von beiden Seiten allgemein zu werden. — Der Aetna in

Sizilien und jenseits der Vesuv können nicht mit größerem Toben und schröklicherem Geprassel ihre glühenden Eingeweide gegen Himmel speien, und ringsum Tod und Verwüstung bringen, als das Geschüz der Kaiserlichen auf dem Galgenberg, und der Schweden jezt hier jezt dort und überall Verderben brüllte. Zwei volle Stunden dauerte das schrekliche Getöse, und viele hündert tapfere Krieger bedekten schon von einer oder der anderen Seite die Erde; als Gustav, um den Wind zu gewinnen, sich mit dem rechten Flügel mehr in den linken der Kaiserlichen schwenkte. Durch diese schnelle Bewegung ward allgemach der Kampf von Korps zu Korps gemein: die Schweden rükten voll Muth in ihren leichten Massen zum Feinde heran. — Wie bei Schafhausen der majestätische Rhein, nachdem er manches Thal durchschlängelt, sich aus den Schweizergebürgen wälzt — erst fängt er dumpf an zu murmeln, und schlängelt sich in hundert heimtückischen Wirbeln herum, dann stürzt er sich mit fürchterlichem Getöse und schäumenden Wassermassen zwischen Felsen durch, daß ringsumher die Erde schüttert, der Staub und Nebel gegen Himmel fliehet, und die weiten Gebürge erschallen. — Eben so, und mit noch stärkeren Stößen rannten die tapferen Schweden

auf und in die Felsenbatallions der Kaiserlichen ein, und stürzten alles vor sich nieder. Der Schweden rechter Flügel, an dessen Spitze Gustav stand, warf zuerst den feindlichen linken Flügel, den der tapfere Pappenheim kommandirte, über'n Haufen; doch bald trieb Pappenheim, wie ein wilder Schäferhund, seine flüchtigen Esquadrons wieder zusammen, und wagte es von neuem, den Schweden zu Leibe zu gehen. — Siebenmal rannte er auf Gustavs Leute heran, und siebenmal wurde er von Gustavs Leuten zurükgeschlagen. Die kleinen Pelotons von Fußvolk drangen in die schweren Reutermassen der Kaiserlichen ein, und feuerten rechts und links in ihre Flanke, daß allgemeine Verwirrung entstand. — So beisset auch ein kleiner muthiger Hund den schweren starken Bären todt, der mit fürchterlichem Rachen und scharfen Brazzen die größten Bullenbeisser schon vor sich todt gedrükt. — Dieser Umschwung des rechten Flügels entschied. Die Kaiserlichen wurden in ihrer linken Flanke gegriffen, und Reihe vor Reihe über'n Haufen geworfen. Der König konnte nun auch den wankenden Sachsen auf dem linken Flügel zu Hülfe kommen. Alles neigte sich zum Siege für die Schweden.

Indessen die Kaiserlichen geschlagen wurden, sah in Leipzig der Todtengräber unten an seinem Häuschen aus einem Kellerloch heraus. Er blikte schüchtern umher.

Todtengräber.

Still! — sie sind, glaub' ich, abgezogen. — Ja! ja! ich höre keine Seele mehr — nun wollen wir wieder aus unserer Schnecke herauskriechen.

(Er und seine Frau und seine Jungen kommen hervor, an der Thür siehet sich der Todtengräber noch einmal schüchtern um.)

Todtengräber.

Sie sind wirklich fort — (treten hervor) das war ein Schrecken, wie ich in meinem Leben keinen ausgestanden habe.

Frau.

Es stekt mir noch in allen Gliedern.

Todtengräber.

Wenn sie der Teufel nur nicht wieder zurükführt.

Frau.

Da sei Gott für.

Junge.

Horcht, Vater! sie feuern schon, das gehet wie ein Ambos. Bum — bum — bum.

Todtengräber.

Desto besser, so haben wir eine Zeit lang Ruhe. — Geh, Frau, leg ein Bischen klein Holz an, und stell den kalten Rindsbraten an's Feuer — hab' ich doch jezt schon in acht Tagen nichts warmes in Leib bekommen.

Frau.

Ja, das will ich gleich thuen; hier hat man ja Feuer genug. (Sie holt einen Topf.)

Todtengräber.

Wenn nur Gustav Adolph die Mordbrenner brav zusammenhauet, daß wir einmal Ruhe kriechen.

Frau (kömmt zurük).

Ja, das gebe Gott! (sie holt einige Feuerbrände von den abgebrannten Häusern, und stellet ihren Topf daran). Hätt' ich doch in meinem Leben

nicht daran gedacht, daß ich mir noch einmal mit den Bränden meiner armen Nachbarn sollte mein Essen wärmen.

Junge.

Ich hab's euch ja oft genug gesagt, Mutter! ihr solltet nicht mit alten Todtenladen Feuer anmachen — die Todten müssen ruhen.

Todtengräber.

Halt dein Maul! die Häuser der Todten nützen nichts mehr, das ist unser Acker und Pflug. — Geh, nasenweiser Junge! steige einsweilen hinauf auf den Taubenschlag, und sieh einmal zu, ob du noch nichts sehen kannst, wie's gehet — das Essen wird die Zeit warm. —

Junge.

Ja, Ja! das will ich thuen. —

(Er steigt auf das Haus.)

Todtengräber.

Wenn nur Gustav Adolph gewinnt; da wird mein Territorium immer größer — ich will die Kaiserlichen schon alle ausziehen und begraben.

Frau.

Treibe keinen Spott mit solchen Dingen.

Todtengräber (ruft herauf).

Nun du! siehest du noch nichts!

Junge.

Ja, dort am Galgenberg steigt ein gewaltiger Rauch auf — das gehet — man meint, es zöge ein Gewitter dorther.

Todtengräber.

Wenn's nur nicht hier wieder einschlägt.

Junge.

Vater! hieherzu bewegt sich etwas — das glitzert, wie lauter Blitze. —

Todtengräber.

Kommt's hieher.

Junge.

Ja! — nein! es gehet wieder zurücke.

Todtengräber.

Das ist nichts.

Junge.

Jezt kömmt's als mehr den Berg hinauf. —

Todtengräber.

Wie!

Junge.

Das gehet herüber und hinüber, wie der Wind ein Fruchtfeld jagt. — — — Was ist das! Vater! Vater! da lauft's den Berg herab, wie ein Bienenschwarm.

Todtengräber.

Ho! ho! sieh recht zu. —

Junge.

Das gehet — dada! dada! dada! — es sind lauter Reuter — jezt kommen andere hintendrein — die hauen auf die ein. —

Todtengräber.

Sind's Schweden.

Junge.

Ja, das kann ich nicht erkennen — das gehet durcheinander wie Kraut und Rüben. —

Todtengräber.

Sie sind in der Flucht — sind's denn Kaiserliche? —

Junge.

Wartet nur — sie kommen immer näher — pozblįz gehet das — die fallen ein wie die Staaren.

Todtengräber.

Sieh doch zu, was es für sind.

Junge.

Stille — ja — nein! ja, es sind Kaiserliche — es sind Kaiserliche.

Todtengräber.

So steig herab — Frau, nimm das Essen weg — kommt wieder in Keller.

Junge.

Haltet doch, sie ziehen seitwärts ab. — Ja! ja! es sind Kaiserliche, die Schweden hintendrein. — Paf! paf! sie fallen wie die Schneepflocken.

Todtengräber.

Gott sei Dank! also haben die Schweden gesiegt.

Junge.

Ja! ja! es kommen ihrer als mehrere.

Todtengräber.

Vivat! victoria! (wirft die Kappe in die Höhe) der große Gustav Adolph hat gesiegt.

(Geschrei — es laufen Soldaten über — die Kanonade rükt näher — der Todtengräber mit seiner Frauen und Jungen kriechen wieder in Keller — Flucht der Kaiserlichen — Geschrei — Lärmen — Tilly mit einem Trupp Soldaten tritt auf.)

Tilly.

Sieg, Ehre und alles verloren! — haltet euch, Soldaten! hier wollen wir noch einen Anfall aushalten — Sieg verloren, Ehre verloren. Nein! nein! hier an diesem Kezernest wollen wir uns rächen — plündert! raubt! mordet! Gustav soll keinen Stein auf dem anderen finden.

(Die Soldaten fallen die Stadt an — Sturm — Ein Oberster, der lange Friz genannt, verfolgt die Kaiserlichen.

Friz (springt auf Tilly zu).

Ergebt euch zu Kriegsgefangenen.

Tilly.

Was, uns ergeben! so lange ich diesen Degen habe, ergebe ich mich nicht.

(Gefecht — Tilly und der lange Friz fechten. Tilly sinkt zu Boden; der lange Friz will ihn mit einer Pistole todtschlagen — der lange Friz wird aber erschossen. — Tilly hebt sich wieder auf.)

Tilly.

Fechtet, Soldaten — wir haben noch nicht alles verloren; wir haben noch Freiheit — fechtet! brennt und mordet!

(Allgemeiner Sturm — Gefecht — Gustav kömmt mit einem Eichenzweig auf dem Federhut.)

Gustav.

Treibt sie zurük, Kameraden! macht unseren Sieg vollkommen.

(Neues Gefecht — die Kaiserlichen werden weggetrieben. Gustav tritt hervor, und wirft sich auf die Knie.)

Gustav.

Danke Gott! danke für deinen Sieg — Teutschlands Freiheit ist nun gerettet.

Siebenter Gesang.

Der Sieg bei Breitenfeld eröffnete auf einmal dem tapferen Gustav ganz Teutschland. Der Muth der Fürsten, der Städte und Dörfer, so bisher gedrükt waren, fieng wieder an, aufzuleben; die Kaiserlichen flohen, und der allmächtige Ferdinand erbebte selbst in seiner stolzen Burg. Die Schweden durften nur kommen, und siegen. — Zu Halle ward von den Verbündeten ein Schluß abgefaßt, daß Gustav Adolph durch Thüringen und Franken sich gegen den Rhein zu wenden, und der Kurfürst von Sachsen zu gleicher Zeit in Böhmen einbrechen sollte. Beide Züge giengen so schnell, daß schon zu Ende des Jahres ganz Sachsen, Franken, Böhmen und Mähren den Schweden und Sachsen sich ergab. Erfurt, Königshofen, Wirzburg, Hanau, Frankfurt, Prag, und alle kleine Städte nahmen so willig Besatzung an, als hätten sie keine Thoren und Wälle gehabt. — Wie zu gewissen Zeiten der wohlthätige Nil anschwillt, sich dann im niederen Lande in zwei große und mehrere kleine Aerme theilt, und al-

les

les Land und aller Städte Boden überschwemmt; er schäumt fürchterlich, man glaubt, das ganze Land würde durch seine reissenden Wogen verwüstet; doch dadurch wird dasselbe befruchtet, der Einwohner erndet doppelt, und genießt nach dieser Ueberschwemmung der fetten Erde Früchten — eben so theilte sich das Schweden- und Sachsenheer, riß alles mit sich fort, nahm alles in Besiz, und schien nur Teutschland zu verwüsten; allein durch eben diese fürchterliche Züge gewann das gedrükte Land seine Freiheit wieder, und genoß endlich die süßen Früchte der Ruhe. — Gustav mit Sieg gekrönt, und auf der höchsten Stufe seiner Größe und seines Ruhms kam endlich nach vielen Schlachten und nach vielen Stürmen an Rhein. — Hier empfieng er Gesandtschaften von allen Höfen; die bedrükten Fürsten suchten bei ihm Hülfe; besonders hofte der vertriebene König von Böhmen und Kurfürst von Pfalz Friederich V. seine verlorne Länder aus der Hand des Siegers zu erhalten. Er war darum mit seiner Familie nach Mainz gekommen, um Gustaven dazu zu bewegen. Die Kurfürstin suchte zu diesem Endzwecke sich der Reize einer schönen Dulderin und bedrängten Mutter zu bedienen, und glaubte bei einem König, der eben so galant als tapfer war, nicht unerhört verstoßen zu werden: sie ließ des-

wegen, ehe sie zu Gustaven gieng, ihre Kammerfrau kommen, und ordnete mit derselben ihren Puz auf eine solche Art, daß er die Wallungen ihres Herzens, und die noch nicht verlornen Züge ihrer schönen Gestalt trefflich erhob und unterstüzte. — So stehet manch Bergschloß noch immer hoch und fast im goldenen Strahle der Sonne. Zwar hat die Zeit und Krieg hier einen Thurm, dort eine Säule niedergeschlagen — zwar wehet über die stolzen Trümmern schon hohes Gras und düsteres Gesträuch — doch flößt sein Himmelangethürmter Bau und seine majestätischen Mauren, so sich aus den dunkeln Bäumen und kleinen Häuschen des nahen Dorfes bis zu den Wolken heben, noch immer Ehrfurcht ein — ja eben diese schönen Trümmer reizen jedes fühlbare Herz um destomehr — man wünscht hinaufzuklettern — man wünscht die heimlichen Kämmerlein und weiten Säle durchzukriegen — und von heiligem Schauer durchbebt mit den Geistern jener Helden zu sprechen, so einst darinn mit Stärke wohnten, und Freiheitssinn.

(Die Königin Kurfürstin von der Pfalz, Louise Juliane, sizt am Puztische und nähet — ihre Kammerfrau ist mit ihrem Kopfpuze beschäftigt.)

Kurfürstin.

So, das wird gut lassen — nun gehet und kleidet dieweile meine Kinder an — ich will jezt schon selbst fertig werden. —

(Die Kammerfrau gehet ab.)

Kurfürstin (ruft ihr nach).

Sorgt, daß sie alle wohlgekleidet sind. (Nachdem sie eine Zeitlang Bänder zusammengenäht hat, gehet sie an Spiegel, und bringt ihren Kopfpuz vollends in Ordnung.) Ja weit — sehr weit ist es mit mir gekommen! ich bin tief gefallen — die Tochter eines Königs, eine Königin, eine Kurfürstin, wird sich bald selbst bedienen müssen — sonst durft ich nur winken, und ein Dutzend Grafen und Damen stolperten über einander her, um nur im Dienste die ersten zu seyn — und jezt hab ich kaum ein Paar halbadliche alte Jungfern oder krüpplichte Laquaien, so mir aufwarten. — Diese zarten Hände, so ehemals nur gewöhnt waren, Gold und Gnaden auszuspenden, und den Huldigungskuß von Nazionen und Fürsten zu empfangen, sind nun von gemeiner Arbeit hart und durchlöchert. — Mein königlicher Schmuk ist verpfändet, oder verkauft — statt der glänzenden Edelsteine glitzen nun traurige Thränen an meinem Gesichte und Busen. — Statt der reichen Perlenschnüre, welche zuvor in majestätischem Gerassel meine braune

Locken durchschlängelten, ziehen sich nun Streifen von grauen Haaren hin als Zeugen meines Kummers und meiner Dürftigkeit. — Doch alles dieses wollt' ich noch ertragen, wenn nur meine Kinder — o meine Kinder. — (Sie ist bereits mit ihrem Puze fertig, und betrachtet sich gänzlich im Spiegel.) — Ist gleichwol alles verloren. — Ich bin doch noch ein stolzer Ruin von einem schönen Weibe und einer Königin. — Dieses große Auge, obwohl es durch Thränen getrübet ist, und unter keinem fürstlichen Schmucke hervorleuchtet, ist doch immer fähig, Ehrfurcht zu gebieten. — In diesem hohen Busen wallt noch immer das Blut der Könige, obwohl er manchen Seufzer verbirgt, und nur in einfaches Nesseltuch gehüllt ist. — Sollte hier wohl ein guter gefühlvoller Gustav widerstehen. — Muth gefaßt — verzagen will ich nie. — Ist gleich mein Gemahl geächtet, vertrieben, seiner Länder und Kronen beraubt, so soll doch sein Sohn — mein Sohn — desto herrlicher emporstreben. —

— (Der König von Böhmen und Kurfürst von Pfalz Friederich V. tritt auf.)

Kurfürstin.

Wie geht's, mein königlicher Gemahl!

Friederich.

Es wird nun Zeit seyn, daß ich zur Tafel gehe. — Leben sie indessen wohl, (er küßt sie) und lassen sie sich die Zeit nicht zu lange werden.

Kurfürstin.

Ich habe nur zu viel Beschäftigung.

Friederich.

O Gott!

Kurfürstin.

Nun gehen sie — und wenn sie den König von Schweden unter vier Augen zu sprechen bekommen, so hören sie einmal, wie er in Rüksicht ihrer gesinnt ist, ob er bald sein Versprechen erfüllen, und sie in ihre Länder und Würden wieder einsetzen will.

Friederich.

Was fodern sie da von mir — o das kömmt mir zu hart an.

Kurfürstin.

Mir kommt es auch hart an, in diesem Zustande zu leben. —

Friederich.

Ich kann nicht um meine Länder betteln. —

Kurfürstin.

Aber selbige sich rauben lassen, das können sie. —

Friederich.

Ich bitte sie, verschonen sie mich mit diesem Antrag — der König von Schweden denkt großmüthig, und bezeigt sich nicht anders, als freundschaftlich gegen mich. — Ich hoffe alles von ihm. — Ich kann meine Staaten nicht erbetteln.

Kurfürstin.

Und ich kann ferner nicht so leben.

Friederich (nimmt ihre Hand und siehet sie gerührt an).

O Madam! Madam! wohin haben sie mich gebracht! ich bin geächtet, vertrieben, meiner Länder und Würden beraubt. — Die Thränen stunden mir in den Augen, und ich meinte, das Herz müßte mir aus der Brust springen, wie ich so im Vorbeigehen meine verwüsteten Länder und meine arme Unterthanen anschauete — und an allem diesem Unglük sind sie schuld — ohne ihre Zudringlichkeit hätte ich die Krone von Böhmen nicht angenommen.

Kurfürstin.

Der Hauptzwek fürstlicher Personen muß die Ehre seyn, dadurch unterscheiden sie sich so wie an Geburt, so auch an edler Denkungsart von den gemeinen Leuten.

Friederich.

Wäre es aber nicht besser für uns, unsere Kinder und Unterthanen gewesen, wenn wir mit dem zufrieden, was uns der liebe Gott so reichlich geschenkt, unsere schöne Pfälzerlande wohl und glüklich regiert hätten, als daß wir nach einer entfernten Krone strebten, welche zu erhalten unsere Kräften nicht zureichten.

Kurfürstin.

Ich will lieber trockenes Brod und Käse am Tische eines Königs essen, als die kostbarsten Speisen an der Tafel eines Kurfürsten. Wie! sie haben sich unterstanden, die Tochter eines Königs zu heirathen, und sie wollten eine Krone ausschlagen, die ihnen vom Himmel angeboten wird. (*)

Friederich.

Und wer hat mich in meinem ehrgeizigen Unternehmen um diese Krone am meisten stecken lassen, als jener König, dessen Tochter ich geheirathet habe.

Kurfürstin (betroffen).

Wenn auch mein Vater nicht so handelte, als er sollte, so müssen sie wenigstens so handeln,

(*) Spanheim Memoires sur la mort de la Princesse Louise Juliane. Puffendorf L. I. §. 17.

wie sich's geziemet. Ersuchen sie den König von Schweden, sie wieder in ihre Länder einzusetzen.

Friederich.

Wie kann ich das fodern! geziemt es sich von uns, von diesem edlen Könige mehr zu fodern, als von ihrem Vater — nein, Madam! lassen sie uns in unserem Unglücke zufrieden leben. Unsere Noth ist vielleicht eine Strafe Gottes, womit er uns für unseren Ehrgeiz züchtigen will. — Ertragen sie ihr Elend mit Gedult, ich hoffe alles noch von Gott und dem großen Gustav. —

Kurfürstin.

Sie wollen also so verachtet ferner noch leben. Ich muß gestehen, ich begreife ihre Gelassenheit nicht. —

Friederich.

Ich weiß jezt, wer ich bin. — O Madam! es giebt Tugenden, die man nur im Unglücke erlangen kann, und die Fürsten lernen sich dann erst kennen, wenn sie solches erfahren haben. (*)

Kurfürstin.

Solche Bettlerstugenden hab' ich in meinem so unerträglichen Unglük noch nicht erlernen können. Gehen sie, sie verdienen nicht, ein Fürst zu seyn. —

(*) Geschichte Gustav Adolphs IV. B. S. 311.

Friederich.

Madam! fürchten sie nicht, Gott zu beleidigen. Er kann uns noch tiefer sinken lassen.

Kurfürstin.

Was soll mir dies all! wenn sie mehr Freude am Bußpredigen, als regieren haben, so hätten sie eines Pfarrers Tochter heirathen sollen, und keine Königstochter.

Friederich.

Madam! ich dulde diese ihre Ausschweifungen ferner nicht mehr! ihre Eitelkeit ist mir theuer zu stehen kommen — sie kostet mich meine Ehre, meine Länder, meinen Kurhut, und viele tausend meiner guten Unterthanen. Wissen sie, daß mir das ihr Herr Vater, der König von Engelland, und alle seine Titel, und ihre königliche Geburt nicht ersetzen können. Wenn sie mit mir und meinem Zustande nicht mehr zufrieden sind, so gehen sie zurücke zu ihrem königlichen Herrn Vater. — Aber nach seinem filzigen Betragen gegen uns zu schliessen, glaube ich nicht, daß er ihnen nur ein Kurhütlein, vielweniger eine Krone erkaufen wird.

Kurfürstin (weint).

O Gott! wie sehr schlägst du mich nieder. Ist es denn nicht genug, daß ich wie eine Bettlerin umhergehe, daß ich meine Hände zur harten

Arbeit gewöhnen mußte, daß mich der Pöbel auf allen Straßen auslacht, und nur eine Winterkönigin schilt — muß mich auch noch mein Gemahl beschimpfen, muß mich auch der, bei dem ich noch den einzigen Trost auf dieser Welt hoffte, hart anfahren, und wie die größte Missethäterin und Ehebrecherin behandeln. — O Himmel! (sie sinkt in einen Sessel.)

Friederich.

O weine nicht, liebes Weib — mache mich nicht elender, als ich bin — ich kann ja nicht helfen. Stehen sie auf — ich bitte sie.

(Er faßt sie in seine Arme.)

Kurfürstin.

Nein! liebster Gemal! keine Liebe mehr für mich — tödten sie mich lieber, und machen sie auf einmal meinem Leiden ein Ende.

Friederich.

Was soll ich thuen! was kann ich thuen!

(Der Kurprinz Karl Ludwig tritt auf.)

Karl.

Papa! es ist Zeit! — es hat schon zur Tafel geblasen. —

Kurfürstin.

Nicht zur Tafel! komm, mein Sohn — laß uns betteln gehen.

Friederich.

Leben sie wohl, Madam! (er küßt sie) lebt wohl! (er küßt den Kurprinzen). Ich will ja alles thuen. — (im Abgehen) O Weiber! Weiber! wozu könnt ihr uns nicht bringen! (gehet ab.)

Karl.

Was ist hier vorgefallen, Mama! sie weinen! Papa ist verdrüßlich abgegangen.

Kurfürstin (nach einer Pause).

Karl Ludwig — setze dich her zu deiner Mutter.

(Der Kurprinz sezt sich neben die Kurfürstin.)

Karl.

Was befehlen sie, Mama!

Kurfürstin.

Du siehest, mein Sohn! dein Vater wird täglich schwächer: sein Geist hat beinahe allen seinen Muth, und sein Körper alle seine Kräfte verloren. — Er gleicht einer alten Eiche, der man im ersten Treiben den Hauptstamm abhieb — die Aeste hängen zur Erde.

Karl.

O Gott!

Kurfürstin.

Hättest du Muth, Junge! als ein neuer königlicher Sprößling aus seiner Wurzel wieder emporzuwachsen.

Karl.

O liebste Mama!

Kurfürstin.

Sieh, mein Kind! dein Vater ist seiner Länder und Würden beraubt, wir ziehen als Geächtete, als Vertriebene umher, alle Welt verläßt uns; — sag', hättest du Muth genung — dir und deinem Hause wieder alles zu erobern, was wir verloren haben.

Karl.

Ja! schaffen sie mir Soldaten — so will ich alles wagen. —

Kurfürstin (küßt ihn).

Das spricht mein Blut aus dir. — Mache dich also gefaßt; — heute will ich dich dem grossen Gustav vorstellen — unter seinen siegreichen Fahnen sollst du dienen, an seiner Seite sollst du fechten lernen — und so gestärkt wirst du hoffentlich einst deine Länder und Würden wieder erobern, das Haupt der verbundenen Fürsten werden, und

so das große Werk ausführen, worunter dein Vater erlag. (*)

Karl.

O ja, Mama! das will ich — führen sie mich zu dem großen Könige — das Herz pochte mir schon gestern hoch auf, als ich ihn an meinem Fenster erblikte.

Kurfürstin.

Nach der Tafel führe ich dich zu ihm in's Schloß. — Erwärme dich da an seinem Heldblik — siehe, dieser große Mann wurde auch anfänglich vom stolzen Kaiser verachtet, als er mit einem kleinen Haufen aus Schweden kam; aber nun hat

(*) Seit dieser Epoche hat das Wittelsbachische Haus nie wieder eine größere Thätigkeit und Politik gezeigt, als bei dem Tode Karls VI. Man sehe den pfälzischen Hausvertrag von 1724., besonders den sechsten Artikel und den zweiten und dritten Separatartickel. Man bedenke, daß seine Prinzen nebst ihren großen und herrlichen Erbländern, noch die Kaiserwürde, die Kurthümer Mainz, Trier und Cölln, die Bisthümer Münster, Paderborn, Hildesheim, Oßnabrük, Regensburg, Freisingen 2c. und das Teutschmeisterthum besaßen. Allein ist es Unglük oder was ist es, daß dieses alte und mächtige Haus doch immer von seiner wahren Stärke zurükhält?

er Ferdinanden und dem Hause Oestreich gezeigt, wie viel Entschlossenheit und Heldenmuth über Reichthum und Gewalt vermögen. Folge seinem Beispiel — du kannst einmal seine Stelle einnehmen — du kannst noch einmal ein großer Fürst werden, so arm du jezt bist.

Karl.

O hätte ich nur Soldaten. —

Kurfürstin.

Die wirst du auch schon noch bekommen — zeigne dich nur unter Gustav Adolphs Anführung recht tapfer aus — scheue keine Gefahr — erwerbe dir nur Ruhm — denn wirst du schon Soldaten kriechen, einem Helden folgen die Kriegsleute gern.

Karl.

O Mama! wie lange wird das noch dauren — wir sind gar zu elend und ohnmächtig geworden.

Kurfürstin.

Gedult gehört auch zum Heldenmuthe — du darfst die Hoffnungen zur Größe und Ruhm nie fahren lassen. — Siehe! es ist bereits schon über anderthalb hundert Jahre, daß das mächtige Haus Oestreich und der päbstliche Hof die Religions- und bürgerliche Freiheit der teutschen Fürsten zu unterdrücken suchen — und doch ist es ihnen noch nie

gelungen. — Und merke dir das wohl, nicht mächtige und reiche Fürsten oder Könige waren es, so ihre Tirannei einschränkten, sondern schwache Prinzen, an die man gar nicht dachte, so von Haus aus nichts hatten, als hohen Geist, Heldenmuth und Standhaftigkeit. Als Kaiser Karl der Fünfte der teutschen Freiheit drohte, thaten sich die Fürsten des Reichs zusammen, und schlossen einen Bund zu Schmalkalden. (*) Zu ihrem Haupte wählten die Verbundenen den reichsten und mächtigsten Fürsten, den Johann Friederich, Kurfürsten von Sachsen. Allein dieser war es nicht, so Teutschland rettete — sondern Moriz von Sachsen that' es — dieser Fürst, an den man gar nicht dachte, von dem sich der Kaiser nichts vermuthete, dieser Held drang dem mächtigen Karl den Passauer Religionsfrieden ab, wodurch die Freiheit wieder hergestellt wurde. —

Karl.

O daran hab ich oft gedacht, als ich die Geschichte auswendig lernte.

(*) Hier hätte ich schöne Gelegenheit gehabt, die Kurfürstin die seit der Reformazion vorgefallenen Begebenheiten, (wie die Aeneas jene des trojanischen Krieges) erzehlen zu lassen: allein der Gesang wäre zu groß geworden.

Kurfürstin.

Wie! und könnte es jezt bei dir nicht der nemliche Fall seyn — Ferdinand drohte der teutschen Freiheit eben so sehr, als Karl — die Fürsten thaten sich auch zu Halle zusammen — und wählten auch den mächtigsten und reichsten zu ihrem Haupte — dies war dein Vater — allein deinem Vater ergieng es grade, wie dem Kurfürsten Johann Friederich. — Er wurde bei Prag geschlagen, wie der Kurfürst von Sachsen bei Mühlberg — er wurde geächtet, seiner Länder und Würden beraubt, wie jener — wer wird nun die Teutschen rächen — wer wird die Freiheit erhalten, wer sich dem mächtigen Ferdinand entgegenstellen.

Karl (springt auf).

Ich, Mama! ich, Mama!

Kurfürstin (küßt ihn).

Hieher an meine Brust, mein Sohn — hier bei dem Klopfen meines mütterlichen Busens beschwör' ich dich — Teutschland, deinen Vater, und unser ganzes Haus an diesem Ferdinand zu rächen.

Karl.

Ich will's, Mama! ich will's. (Küßt sie.)

(Die Kammerfrau tritt auf mit allen Kindern der Kurfürstin.)

Kammer-

Kammerfrau.

Die junge Herrschaft ist angekleidet, Ew. Majestät.

(Die Kinder springen um die Kurfürstin.)

Die älteren Kinder.

Wir sind fertig, Mama! geben sie uns Zuckerbrod — Zuckerbrod — Zuckerbrod. —

Die Jüngsten.

Gutschen — Mama — Gutschen.

Die Kurfürstin (stehet gerührt da, dann giebt sie den Kindern Zuckerwerk.)

Da! da! nehmet hin. —

(Die Kinder springen, und rufen — danke, Mama! danke.)

Die Kurfürstin (siehet gegen Himmel).

O gütiger Gott im Himmel! wie lange wird's wohl noch dauren, und ich werde diesen guten Kindern kein Brod mehr geben können.

Karl (nimmt ihre Hand).

Verlassen sie sich auf mich, Mama.

Kurfürstin.

O guter Junge! — kommt! kommt Kinder zum Könige in Schweden — um unsere Länder zu erbetteln.

Indessen hatte man sich im Schlosse zu Tafel gesezt. Hier waren der große König Gustav Adolph, der bedrängte König in Böhmen und Kurfürst von der Pfalz — der wakre Pfalzgraf von Sulzbach — der alte ehrwürdige Nestor Pfalzgraf Georg von Lautern — der Landgraf Georg und der regierende Fürst von Hessen, nebst vielen andern Fürsten und Edlen um einen großen Tisch gelagert, und aßen und tranken, und schwazten und spaßten, und vergaßen die Trübseligkeiten und Kriegsstrapazen im süßen Weine. Es war kein Zeremonienschmauß, keine fremde Leckerbißchen, kein weibisches Naschwerk, keine Puppen und Schnerkel dekten den deutschen Tisch — sondern die Fülle des fruchtbaren Vaterlandes duftete einem in köstlichen Dünsten von der Tafel entgegen. Hier stand ein gewürzter Wildpretsbraten, so Nase und Gaumen lokte — dort hob sich ein wilder Schweinskopf mit Blumen und Zitronen geziert aus einer goldenen Schüssel hervor — da lag auf einem weiten Teller ein großes Stük Rindfleisch, aus dessen langen Zasern einem der Saft und der Mark entgegenquollen. Mitunter waren auf kleinen Schüsselchen Schnepfen, Fasanen, Hühner, und anderes Gebratenes und Geflügeltes eingeschoben. Der Rheinwein von Hochheim, Rüdesheim, Nierstein und Johannsberg glänzte wie flüs-

siges Gold in großen Römern und Tumlern — die Fürsten waren auch nicht faul im Essen und Trinken — bald schnitt sich einer vom Braten ein saftiges Stük herunter; bald riß einer die Schenkel von einem Huhn ab, und pakte ihn, daß beide Backen gefüllt waren — bald leerte ein anderer ein volles Glas bis auf den lezten Tropfen — und bald füllte einer aus einer großen Flasche seinen Becher, daß der Schaum über den Rand stieg. — Unter den Schmausen und Trinken wurde geschwäzt, gelacht, geschäkert und geklügelt — da gieng das Gespräch von tändlender Liebe zur blutigen Schlacht, vom flüchtigen Jagen zur ernsten Staatskunst und Philosophie. — Nachdem die Tafel aufgehoben, die Fürsten aufgestanden, und die Könige sich die Hände gewaschen hatten, traten beide Könige hervor — die übrigen Fürsten stellten sich untereinander. (*)

Gustav.

Ja: der Krieg ist jezt schwer zu führen. — Ich wollte wünschen, daß der König von Engelland, ihr Schwiegervater, etliche tausend Pfund Sterling hiezu geben möchte.

(*) Patriotisches Archiv für Teutschland. IV. Band S. 466.

Friederich.

Ich hoffe nun gewiß, daß der König von Engelland jetzo das seinige dazu beitragen wird. —

Gustav.

Ja etliche tausend Mann zu halten, ist nicht genugsam, einer großen Armada Widerstand zu thuen. Es reicht noch nicht hin, für Ew. Liebden jezt Krieg za führen. Wenn man jezt was ausrichten wollte, müßte man sich besser angreifen.

(Sie kommen zu den anderen Fürsten.)

Gustav.

Wenn man jezt honestis modis Friedenstraktaten treffen könnte, worauf etwas gewisses zu bauen wäre, und welche den bedrängten Unterthanen, wie auch Ew. Liebden zum Heil und Wohlfart gereichen möchten, wollte ich wohl der Bedrängten wegen, denen zu gut ich jezo mein Leib und Blut darsetze, als auch Kursachsen den theuern Frieden wünschen, und dann einmal mich wieder in Ruhe setzen. Aber daß man solche Friedensbedingnisse eingehen wollte, wie nach der Zerstreuung der Unionsverwandten Kursachsen mit Oestreich und dem ligistischen Haufen getroffen, wodurch nicht allein der Fürsten Ehre und Würde geschmälert und verlezt, ihre arme Unterthanen schändlich gepreßt und ausgesogen, sondern auch die Reli-

gion, welche unsern Vorfahren hoch und theuer, wie billig und recht gehalten und erhalten, in die Schanz und Gefahr gesezt, daß theils deswegen ihre Güter verlassen, und an andere Oerter begeben müssen, theils auch dieselben um ihre Seelen gebracht worden, zu einem solchen Frieden wollte ich meines Theils nicht rathen. Ich kann wohl leiden, daß Kursachsen, wie er es genugsam schon gethan, sich über mich beschwert, daß ich zu solchen Friedenstraktaten übel zu bringen bin. Zwar könnte ich für meine Person wohl leichtlich mit dem Kaiser akkordiren, und nach Schweden gehen; wie es aber euch Reichsfürsten und den armen Unterthanen alsdann ergehen würde, was für einen Danz sie mit euch spielen würden, kann man leichtlich erachten.

Pfalzgraf Georg Gustav.

Wir haben Ew. Majestät nun einmal in unser Reich hereinbekommen, und wir lassen sie jezt nicht sobald wieder hinaus. Ich für meine Person, ich wollte, so ich noch ein Jahr zwanzig zurükhätte, mit Freuden die Waffen ergreifen, und mein Heil mit den Ligisten versuchen. Dann ich will lieber sterben, als so verachtet und beschimpft ohne Freiheit leben.

Gustav.

Ja! wie gesagt: Friede wollt' ich wohl herzlich gern dem teutschen Lande wünschen, auch sogar meinen Privatnutzen, den ich doch nicht gering schätzen kann, an die Seite setzen, wenn nur der edle Friede des teutschen Landes und derselben Freiheiten und Wohlfahrt recht wiederbracht werden könnte. Durch was Mittel aber solches geschehen könnte, sehe ich nicht. Denn so wir traktiren wollten, müßte Kursachsen vom Hause Oestreich, und vom Baierfürsten, welchem sie zur Kur geholfen, abstehen. Wollte es dies nicht thuen, so würde ich viel weniger von Ew. Liebden, als meinem Blutsfreunde abweichen, dem die Kur von Rechtswegen gehört. Denn ich hab mir einen Theil von Teutschland mit dem Schwerdt erworben.

Pfalzgraf Georg Gustav.

Mittel möchten sich wohl noch finden lassen, wenn die Ligistischen das bei ihnen nun schon eingewurzelte axioma ungepraktizirt ließen: man muß den Ketzern keinen Glauben halten.

Gustav.

Wissen Ew. Liebden kein Mittel. Ich weiß wohl eines fürzuschlagen. Wir müssen eben das axioma praktiziren, und dasselbe auch allegesamt, wie sie es eingegangen, fest und innig halten, und

auch in's Werk setzen. Ich für meine Person bin also gesonnen. Und ich wollte sie, so mir Gott ferner die Gnade geben möchte, auch alle aus der Welt jagen: denn ich bilde mir ein, soviel zu Stokholm und meinem Reiche zu seyn, als der Kaiser zu Wien. Fragt er nichts nach mir, so frage ich nichts nach ihm. Ja ich will noch in Schweden mehr von meinen Unterthanen erhalten, und sie sollen mir auch mehr gehorchen, als des Kaisers seine jemals gethan, und noch thuen. — — (Zu dem regierenden Landgrafen zu Darmstadt.) Ew. Liebden können ihm das wohl wieder sagen; denn ich weiß wohl, daß sie gut kaiserlich sind.

Landgraf.

Ich weiß nicht, was Ew. Majestät damit sagen wollen. So was kann mich nicht treffen.

Gustav.

Wer noch etliche dreißig tausend Reichsthaler zum Rekompens bekömmt, kann doch wohl gut kaiserlich seyn — denn so ich einem etwas verehren wollte, müßte er sich desselben wohl demerirt haben.

Landgraf.

Ich weiß nicht, was Ew. Majestät damit sagen wollen. So viel aber weiß ich, daß, wenn Ew. Majestät nur wollten, der Kaiser gerne Frieden machen würde. Sie würden auf die Art zu

dem Ruhm, den sie sich bereits durch ihre Waffen erworben haben, auch noch den hinzufügen, Teutschland und ganz Europa die so sehr gewünschte Ruhe verschafft zu haben.

Gustav.

Dies ist eine sehr schmeichelhafte Aussicht, die aber für mich nichts neues hat, und die ich mir selbst oft gemacht habe. Allein es kommt alles darauf an, die Reichsgesetze auf einen festen Fuß wieder herzustellen, und hierinn wird der Kaiser ohne solche Einschränkungen nicht willigen, bei welchen die mit mir verbundenen Stände seiner Rache beständig ausgesezt bleiben würden. Ich läugne es nicht, es ist mir äusserst kränkend, wenn ich einige Fürsten und Stände in einer so wichtigen Angelegenheit ganz gleichgültig erblicke, wenn ich sehe, daß einige als Anhänger des Kaisers um eines elenden Gewinnstes wegen die Religion und öffentliche Freiheit aufopfern, und da sie es doch am meisten genossen, jezt, da sie zum allgemeinen Besten etwas herschießen sollen, sich damit eximiren, daß man traktiren sollte. Ich für meinen Theil wollte bald mit dem Kaiser und der Liga fertig werden, wenn ich nicht die Gefahr derer, die sich willig zur Beschützung ihrer Freiheit und Wiederbringung des Friedens hervorgethan und ausgerüstet, bedächte. Denn gesezt, ich gienge jezt die

Frie=

Friedensmittel ein, so müßten mir die Ligistischen die Kriegsunkösten erstatten, von wem würden sie aber solche fodern, als von euch. Da sie nun in der Güte nichts erhalten könnten, so wird sie euch mit starken Garnisonen drücken; also, daß ihr nicht allein dieselbe würdet erlegen müssen, sondern man würde auch leichtlich Ursache suchen, euch von Land und Leuten zu verjagen, und somit euere Unterthanen um Leib und Seel bringen. Es ist deswegen nicht billig und rathsam, sich zu einer Zeit, da wir's Gottlob so weit gebracht haben, eximiren und nichts zum allgemeinen Besten hergeben zu wollen. Wir können jezt dem Feinde, wenn wir zusammenhielten, eine Armee von sechzigtausend Mann entgegenstellen, und würde es nicht besser seyn, wenn wir uns alle vereinigten, und mit gemeinschaftlichen Kräften das Werk vollführten, das Gott so augenscheinlich bis hieher gesegnet hat, als wenn wir uns durch eitle Hoffnungen eines Friedens einschläfern lassen, der jezt noch nicht zu Stande kommen kann, und den man auch nicht ehender erhalten wird, als bis der Feind völlig entkräftet und unvermögend seyn wird, den Krieg weiter fortzusetzen. (*)

(Die Königin in Böhmen mit dem Kurprinzen Karl tritt auf.)

(*) Patriotisches Archiv ibidem Archenholz.

Gustav.

Wer kömmt da!

Die Fürsten.

Es ist die Königin von Böhmen.

(Verbeugungen.)

Friederich.

Gott! meine Gemahlin.

Gustav.

Was bringen sie gut's, Madam!

Kurfürstin.

Ich komme, hier Ew. Majestät einen Rekruten zu stellen.

Gustav.

Bravo! (zum Kurprinzen) nun, junger Herr! hätten wir Lust, in's Feld zu ziehen.

Karl.

Ja, unter den siegreichen Waffen Ew. Majestät will ich die Länder wieder erobern lernen, welche man meinem Vater und mir wegnahm.

Friederich.

O Himmel!

Gustav.

Recht so! den Wittelsbachern gezient's, das Haupt des teutschen Bundes zu seyn. (Zum Kur-

fürsten) Hoffen nun Ew. Liebden, ihre Länder wieder zu erhalten.

Friederich.

O Gott!

Kurfürstin.

Ich hoffe alles von ihm, wenn Ew. Majestät sein Vorgänger und Lehrer seyn wollen.

Gustav.

— Was ich kann.

Kurfürstin.

Sie können alles (sie wirft sich vor ihm hin). Hier in Gegenwart dieser edlen Fürsten erflehe ich für meinen Gemahl und meine Kinder die Pfälzerlande von Ew. Majestät, sind sie unser Schuz, unser Wohlthäter!

Friederich.

Madam! was machen sie!

Gustav.

Ich will ja alles thuen, aber bedenken sie nur. —

Kurfürstin.

Ich stehe nicht auf, bis ich ihre Großmuth erflehet habe. —

Gustav.

Stehen sie doch auf — wie kann ich — ihr Herr Vater hat mich ja selbst. —

Kurfürstin (stehet auf).

Ich weiß, was sie sagen wollen. — Nun, wenn ich nichts vermag — wenn ich kein Recht zu reden habe — (sie ruft ihre kleine Kinder. Eine Hofdame tritt mit den jungen Prinzen und Prinzeßinnen auf.) Nun so mögen diese unschuldigen Waisen bitten.

Die Kinder (laufen um den Kurfürsten und die Kurfürstin).

Papa! Mama! Papa! Gutsgen — Gutsgen.

Kurfürstin (nimmt sie bei der Hand und führt sie vor Gustaven).

Hier ist euer Vater! hier bittet, hier erflehet euer Erbtheil.

Kind.

Willst du unser Papa seyn!

Gustav (umfaßt sie, nimmt sie auf den Arm).

Ja! ja! bei Gott, ich will euer Vater seyn.

(Eine rührende Gruppe.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vogt, Nicolaus, 1756-1836

Gustav Adolph König in Schweden

Bd.: 1

Frankfurt und Mainz (1790)

P.o.germ. 1527-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312379-3
VD18 80372791-001